



Leseprobe

Karl Ove Knausgård
Lieben
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 14. Oktober 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Zügellos, kompromisslos, intim

Was bleibt von all der Romantik und Leidenschaft, wenn der Alltag Einzug hält ins Leben zweier moderner, auf Selbstverwirklichung drängender Menschen mit kleinen Kindern? Anspruch und Wirklichkeit prallen aufeinander. Das tägliche Ringen um Freiräume, Lebensfreude und Zeit wird zum unauflösbaren Konflikt. Die eigene Identität muss mit Klauen verteidigt, die Liebe immer wieder neu gefunden werden. Ein Kraftakt, von dem Karl Ove Knausgård in seinem Roman »Lieben« voller Zärtlichkeit und mit entwaffnender Ehrlichkeit erzählt. Das radikale Vaterporträt seines umjubelten Vorgängerromans »Sterben« wird nun in »Lieben« ergänzt durch das kompromisslose Suchen nach Nähe und Beziehung.



Autor

Karl Ove Knausgård

Karl Ove Knausgård wurde 1968 geboren und gilt als wichtigster norwegischer Autor der Gegenwart. Die Romane seines sechsbändigen, autobiographischen Projektes wurden weltweit zur Sensation. Sie sind in 35 Sprachen übersetzt und vielfach preisgekrönt. 2015 erhielt Karl Ove Knausgård den WELT-Literaturpreis, 2017 den Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur, 2022 nahm er in Kopenhagen den Hans-Christan-Andersen-Literaturpreis entgegen. Er lebt in London.

Was bleibt von all der Romantik und Leidenschaft, wenn der Alltag Einzug hält ins Leben zweier moderner, auf Selbstverwirklichung drängender Menschen mit kleinen Kindern? Anspruch und Wirklichkeit prallen aufeinander. Das tägliche Ringen um Freiräume, Lebensfreude und Zeit wird zum unauflösbaren Konflikt. Die eigene Identität muss mit Klauen verteidigt, die Liebe immer wieder neu gefunden werden. Ein Kraftakt, von dem Karl Ove Knausgård in seinem Roman »Lieben« voller Zärtlichkeit und mit ent-waffnender Ehrlichkeit erzählt. Das radikale Vaterporträt seines umjubelten Vorgängerromans »Sterben« wird nun in »Lieben« ergänzt durch das kompromisslose Suchen nach Nähe und Beziehung.

KARL OVE KNAUSGÅRD wurde 1968 geboren und gilt als wichtigster norwegischer Autor seiner Generation. Als erster Debütant überhaupt bekam er den Norwegischen Kritikerpreis verliehen. »Lieben« – der zweite Roman eines sechsbändigen, autobiographisch angelegten literarischen Projektes, das in Norwegen zur Sensation wurde – stand monatelang auf Platz eins der Bestsellerliste und wurde ebenso enthusiastisch gefeiert wie sein Vorläufer »Sterben«. Karl Ove Knausgård lebt mit seiner Familie an der schwedischen Südküste.

KNAUSGÅRD BEI BTB
STERBEN. Roman. 74519

Alles hat seine Zeit. Roman. 73924

Karl Ove Knausgård

LIEBEN

Roman

*Aus dem Norwegischen
von Paul Berf*

btb

29. Juli 2008

DER SOMMER IST LANG GEWESEN, und er ist noch nicht vorbei. Am 26. Juni beendete ich den ersten Band meiner Romanreihe und seither, mehr als einen Monat, sind Vanja und Heidi nicht mehr im Kindergarten gewesen, was einen intensiveren Alltag zur Folge hat. Es hat sich mir niemals erschlossen, welchen Sinn Urlaube haben sollen, und ich selbst habe nie das Bedürfnis nach einem verspürt, immer nur Lust gehabt weiterzuarbeiten. Aber wenn ich muss, dann muss ich eben. Die erste Woche wollten wir eigentlich in unserer Schrebergartenlaube verbringen, die wir auf Lindas Wunsch hin im vorigen Herbst als Ort zum Schreiben und als Wochenendhäuschen gekauft haben, aber nach drei Tagen gaben wir auf und zogen wieder in die Stadt. Drei kleine Kinder und zwei Erwachsene auf einer kleinen Fläche, umgeben von anderen Menschen, ohne dass es etwas anderes zu tun gäbe, als Unkraut zu jäten und Rasen zu mähen, ist keine gute Idee, vor allem, wenn die Stimmung bereits vorher nicht sonderlich harmonisch war. Wir stritten uns da draußen, vermutlich zum Amüsement unserer Nachbarn, mehrfach lautstark, und die mehreren hundert säuberlich gepflegten Gärten mit all diesen alten, halbnackten Menschen machten mich vor lauter Klaustrophobie recht reizbar. Stimmungen dieser Art werden von Kindern blitzschnell wahrgenommen und ausgespielt, vor allem von Vanja, die unmittelbar auf veränderte Tonlagen und intensivere Gefühle reagiert, und läuft die Sache dann aus

dem Ruder, tut sie die Dinge, die wir, wie sie ganz genau weiß, am wenigsten ausstehen können und uns zum Äußersten treiben, wenn sie lange genug weitermacht. Wenn man vor lauter Frustration fast platzt, ist es fast unmöglich, dagegen anzukämpfen, und schon geht es los, Gebrüll und Geschrei und Elend. In der folgenden Woche mieteten wir ein Auto und fuhren auf die Insel Tjörn nördlich von Göteborg, da Lindas Freundin Mikaela, die Vanjas Patentante ist, uns in das Sommerhaus ihres Lebensgefährten eingeladen hatte. Wir fragten sie, ob ihr auch klar sei, wie es mit drei Kindern zugehen würde, und ob sie wirklich sicher sei, dass sie uns dort haben wolle, aber ja, das sei sie, erklärte sie, sie könne mit den Kindern backen, hatte sie sich überlegt, und mit ihnen schwimmen gehen und Krabben angeln, damit wir ein bisschen Zeit für uns haben würden. Letzteres ließ uns anbeißen. Nach Tjörn und bis vor das Sommerhaus fuhren wir, am äußeren Rand dieser eigentümlich südnorwegisch anmutenden Landschaft parkten wir, hinein wälzten wir uns mit allen Kindern und Sack und Pack. Eigentlich hatten wir vorgehabt, die ganze Woche zu bleiben, aber schon drei Tage später packten wir alles wieder ins Auto und nahmen zu Mikaelas und Eriks unverhohlener Erleichterung erneut Kurs Richtung Süden.

Menschen, die selber keine Kinder haben, begreifen nur selten, was dies bedeutet, ganz gleich, wie reif und intelligent sie ansonsten sein mögen, zumindest traf das auf mich zu, bevor ich selber Vater wurde. Mikaela und Erik leben für ihre Karrieren; solange ich Mikaela kenne, hat sie immer irgendwelche führenden Positionen im Kulturleben bekleidet, während Erik Geschäftsführer irgendeiner weltweit agierenden Stiftung mit Sitz in Schweden ist. Nach dem Aufenthalt auf Tjörn musste er zu einer Sitzung in Panama fahren, ehe sie ihren Urlaub in der Provence fortsetzen würden, denn so verläuft ihr Leben, Orte, von denen ich nur gelesen habe, stehen

ihnen offen. In dieses Leben platzten wir mit unseren feuchten Tüchern und Windeln und John, der überall herumkrabbelte, Heidi und Vanja, die sich streiten und schreien, lachen und weinen, die niemals am Tisch essen, die niemals tun, was wir sagen, jedenfalls nicht, wenn wir bei anderen Leuten sind und wirklich *wollen*, dass sie sich benehmen, denn das merken sie, und je mehr für uns auf dem Spiel steht, desto wilder werden sie, und obwohl das Sommerhaus groß und geräumig wirkte, war es doch nicht so groß und geräumig, dass sie zu übersehen gewesen wären. Erik tat so, als könnte ihm in seinem Haus nichts Furcht einflößen, er wollte sich gerne großzügig und kinderfreundlich zeigen, aber seine Körpersprache sagte kontinuierlich etwas anderes, diese eng an den Körper gepressten Arme, seine Art, ständig Sachen an ihren richtigen Platz zu legen, und die große Distanz in seinem Blick. Den Dingen und dem Ort, die er sein Leben lang gekannt hatte, war er nah, fern dagegen denen, die es in diesen Tagen bevölkerten, er betrachtete sie in etwa so, wie man Maulwürfe oder Igel betrachtet. Ich verstand ihn und mochte ihn. Aber gleichzeitig kam ich mit all dem zu ihm, und eine wirkliche Begegnung war unmöglich. Er hatte in Cambridge und Oxford studiert und jahrelang als Makler in der Londoner Finanzwelt gearbeitet, aber bei einem Abstecher, den er und Vanja auf eine Felsenanhöhe am Meer unternahmen, ließ er sie mehrere Meter vor sich frei herumklettern, während er dastand und die Aussicht bewunderte, ohne zu bedenken, dass sie erst vier war und Gefahren nicht richtig einschätzen konnte, so dass ich mit Heidi auf dem Arm hinaufrennen und übernehmen musste. Als wir uns eine halbe Stunde später in ein Café setzten, ich mit steifen Beinen nach dem eiligen Besteigen des Felsens, und ich ihn bat, John Stücke eines Brötchens zu geben, das ich neben ihn legte, da ich auf Heidi und Vanja aufpassen und ihnen gleichzeitig etwas zu essen besorgen musste,

nickte er bestätigend, faltete die Zeitung, in der er las, jedoch nicht zusammen, schaute überhaupt nicht auf und merkte deshalb nicht, dass John, einen halben Meter von ihm entfernt, immer aufgeregter wurde und schließlich brüllte, bis er rot anlief, weil es ihn frustrierte, dass der Bissen, den er so gerne gehabt hätte, zwar vor seinen Augen, aber außer Reichweite lag. Die Situation machte Linda am anderen Ende des Tisches wütend, das sah ich ihr an, aber sie fraß ihren Ärger in sich hinein, sagte nichts und wartete stattdessen, bis wir draußen und allein waren, woraufhin sie erklärte, dass wir heimfahren würden. Sofort. An ihre Launen gewöhnt, sagte ich ihr, dass sie den Mund halten und solche Entscheidungen nicht treffen solle, wenn sie so verdammt sauer war. Das ließ sie natürlich noch wütender werden, und so machten wir weiter, bis wir am nächsten Morgen im Auto saßen und losfuhren.

Der weite blaue Himmel und die kleinteilige und windige, aber schöne Landschaft hellten zusammen mit der Freude der Kinder und der Tatsache, dass wir in einem Auto saßen und in keinem Zugabteil oder an Bord eines Flugzeugs, wie sonst, die Stimmung auf, aber es dauerte nicht lange, bis es wieder losging, denn wir mussten etwas essen, und das Restaurant, bei dem wir hielten, gehörte zu einem Jachtclub, aber, so meinte der Kellner zu mir, wir bräuchten nur über die Brücke zu gehen, dann kämen wir in die Stadt, und dort, vielleicht fünfhundert Meter entfernt, liege ein weiteres Restaurant, so dass wir uns zwanzig Minuten später auf einer hohen und schmalen, aber dicht befahrenen Brücke, zwei Kinderwagen mitschleppend, hungrig und nur ein Industriegebiet in Sicht, wiederfanden. Linda war außer sich vor Wut, ihre Augen waren schwarz, immer wieder gerieten wir in solche Situationen, fauchte sie, anderen passiere so etwas nie, wir bekämen nie etwas hin, jetzt wollten wir essen, die ganze Familie, das hätte doch nett werden können, stattdessen gingen wir hier umgeben von vorbeii-

rasenden Autos und Abgasen auf einer verdammt windgepeitschten Brücke entlang. Hatte ich jemals andere Familien mit drei Kindern so gesehen? Die Straße, der wir folgten, endete an einem Metalltor mit dem Logo einer Sicherheitsfirma. Um in die Stadt zu gelangen, die zu allem Überfluss einen abgewirtschafteten und tristen Eindruck machte, hätten wir in der Industrielandschaft einen Umweg von sicherlich fünfzehn Minuten machen müssen. Ich wollte sie verlassen, weil sie die ganze Zeit meckerte, sie wollte immer etwas anderes haben, tat jedoch selber nie etwas dafür, meckerte nur, meckerte, meckerte, nahm die Dinge niemals, wie sie waren, und wenn die Wirklichkeit nicht ihren Vorstellungen entsprach, machte sie *mir* in großen wie in kleinen Dingen Vorwürfe. Nun ja, na schön, dann trennen wir uns eben, aber die Logistik vereinte uns wie üblich wieder, denn wir hatten *ein* Auto und zwei Kinderwagen, so dass man nur so tun konnte, als wäre alles, was man gesagt hatte, doch nicht gesagt worden, um anschließend die fleckigen und klapprigen Wagen über die Brücke und zu dem hübschen Jachtclub zu schieben, sie in den Wagen zu verfrachten und die Kinder anzuschlallen und anschließend zum nächstgelegenen McDonald's zu fahren, in diesem Fall zu einer Tankstelle nahe der Göteborger Innenstadt, wo ich auf einer Bank saß und meine Wurst aß, während Vanja und Linda im Auto saßen und die ihre verspeisten. John und Heidi schliefen. Den geplanten Abstecher zum Vergnügungspark Liseberg bliesen wir ab, denn in der Stimmung, die momentan zwischen uns herrschte, hätte er alles nur noch schlimmer gemacht. Stattdessen hielten wir ein, zwei Stunden später spontan an einem billigen und zusammengewürfelten sogenannten »Märchenland«, in dem alles von schlechtester Qualität war, und gingen mit den Kindern als Erstes in einen kleinen »Zirkus«, der aus einem Hund bestand, der durch Reifen in Kniehöhe sprang, einer kräftigen, männlich aussehenden Dame, wahr-

scheinlich irgendwo aus Osteuropa stammend, die in einem Bikini dieselben Reifen hochwarf und um die Hüften kreisen ließ, Kunststücke, die sämtliche Mädchen meiner Grundschulklasse bereits beherrscht hatten, und einem blonden Mann in meinem Alter mit Schnabelschuhen, Turban und Fettwulsten, die über die Haremshose quollen, der seinen Mund mit Benzin füllte und vier Mal Feuer zur niedrigen Decke hinauf spuckte. John und Heidi starrten sich fast die Augen aus dem Kopf. Vanja dachte dagegen nur an die Losbude, an der wir vorbeigekommen waren und bei der man ein Stofftier gewinnen konnte, zupfte ständig an mir und wollte wissen, wann die Vorstellung vorbei sein würde. Ab und zu schaute ich zu Linda hinüber. Sie hatte Heidi auf dem Schoß, ihr standen Tränen in den Augen. Als wir hinaus kamen und abwärts zu dem kleinen Kirmesplatz gingen und beide einen Kinderwagen an einem Becken mit einer langen Wasserrutschbahn vorbeischoben, hinter deren höchstem Punkt ein riesiger, etwa dreißig Meter hoher Troll thronete, fragte ich sie nach dem Grund.

»Ich weiß nicht«, antwortete sie, »aber der Zirkus rührt mich immer.«

»Warum?«

»Na ja, es ist doch so traurig, so wenig und so billig. Gleichzeitig aber auch so schön.«

»Das auch?«

»Ja. Hast du Heidi und John nicht gesehen? Sie waren wie hypnotisiert.«

»Vanja aber nicht«, sagte ich und lächelte. Linda erwiderte mein Lächeln.

»Was ist?«, wollte Vanja wissen und drehte sich um. »Was hast du gesagt, Papa?«

»Ich habe nur gesagt, dass du im Zirkus nur an das Stofftier gedacht hast, das du unten gesehen hast.«

Vanja lächelte auf jene für sie typische Art, wenn wir über

etwas sprachen, was sie getan hatte. Zufrieden, aber auch eifrig, bereit für mehr.

»Was habe ich getan?«, sagte sie.

»Du hast an meinem Arm gezupft«, antwortete ich. »Und mir gesagt, dass du jetzt Lose ziehen willst.«

»Und warum?«, fragte sie.

»Woher soll ich das wissen«, sagte ich. »Anscheinend hättest du gerne ein Kuschtier.«

»Machen wird das jetzt?«, sagte sie.

»Ja«, antwortete ich. »Die Losbude ist da unten.«

Ich zeigte den asphaltierten Fußweg zu den Karussellen hinunter, die man durch die Bäume hindurch vage erkennen konnte.

»Darf Heidi auch?«, fragte sie.

»Wenn sie möchte«, sagte Linda.

»Natürlich möchte sie«, erklärte Vanja und beugte sich zu Heidi hinab, die im Wagen saß. »Möchtest du, Heidi?«

»Ja«, antwortete Heidi.

Wir mussten für neunzig Kronen Lose kaufen, bis jede der beiden ihre kleine Stoffmaus in der Hand hielt. Am Himmel über uns brannte die Sonne, die Luft im Wald stand, die allgegenwärtigen klingelnden und gellenden Töne der Spielautomaten vermischten sich mit der Discomusik aus den achtziger Jahren aus den Buden ringsum. Vanja wollte Zuckerwatte haben, so dass wir zehn Minuten später an einem Tisch neben einem Kiosk saßen, umschwirrt von aggressiven und aufdringlichen Wespen und im gleißenden Sonnenlicht, weshalb der Zucker an allem klebte, was er berührte, also an der Tischplatte, dem Wagenrücken, an Armen und Händen, und zwar zum lautstarken Ärger der Kinder, denn so hatten sie sich das nicht vorgestellt, als sie den Behälter mit dem schwirrenden Zucker im Kiosk gesehen hatten. Mein Kaffee war bitter, fast ungenießbar. Ein kleiner schmutziger Junge kam mit seinem

Dreirad auf uns zu, fuhr geradewegs gegen Heidis Wagen und sah uns erwartungsvoll an. Er hatte dunkle Haare und dunkle Augen, mochte rumänischer oder albanischer Abstammung sein, vielleicht auch griechischer. Nachdem er das Dreirad noch ein paar Mal gegen den Wagen gefahren hatte, stellte er sich so, dass wir nicht hinauskommen konnten, und blieb dort stehen, den Blick nun jedoch zu Boden gerichtet.

»Sollen wir los?«, sagte ich.

»Heidi wollte doch gerne reiten«, sagte Linda. »Können wir das nicht vorher noch machen?«

Ein korpulenter Mann mit abstehenden Ohren, auch er dunkelhaarig, kam näher und hob den Jungen auf dem Dreirad hoch und trug ihn auf den Platz vor dem Kiosk, tätschelte zwei Mal seinen Kopf und kehrte zu der mechanischen Krake zurück, die er bediente. Ihre Arme trugen kleine Körbe, in denen man saß und die sich hoben und senkten und dabei langsam im Kreis drehten. Der Junge fuhr über den Platz, auf dem in einem steten Strom sommerlich gekleidete Menschen eintrafen und sich entfernten.

»Na klar«, sagte ich, stand auf, nahm Vanjas und Heidis Zuckerwatte, warf sie in einen Abfalleimer und schob den Wagen mit John, der den Kopf hin und her warf, um all die interessanten Dinge mitzubekommen, die hier passierten, über den Platz und zu dem Weg, der zur »Westernstadt« hinauf führte. Aber in der »Westernstadt«, die aus einem Sandhaufen mit drei kürzlich errichteten Schuppen bestand, auf denen die Worte »Grube«, »Sheriff« und »Gefängnis« standen, die beiden letztgenannten voller »Wanted dead or alive«-Plakate, auf der einen Seite umgeben von Birken und auf der anderen von einer Rampe, auf der mehrere Jugendliche auf einem Brett mit kleinen Rädern fuhren, war das Pferdereiten geschlossen. Hinter dem Zaun gegenüber der »Grube« saß die osteuropäische Zirkusfrau auf einem Stein und rauchte.

»Reiten!«, sagte Heidi und schaute sich um.

»Dann werden wir wohl zum Eselreiten am Eingang gehen müssen«, meinte Linda.

John warf sein Fläschchen mit Wasser auf die Erde. Vanja krabbelte unter dem Zaun hindurch und lief zur Grube. Als Heidi das entdeckte, stieg sie aus ihrem Wagen und lief hinterher. Ich sah einen rot-weißen Cola-Automaten auf der Rückseite des Sheriffbüros, beförderte den Inhalt der Tasche meiner Shorts ans Tageslicht und betrachtete ihn: zwei Haarbänder, eine Haarspange mit Marienkäfermotiv, ein Feuerzeug, drei Steine und zwei kleine weiße Muscheln, die Vanja auf Tjörn gefunden hatte, ein Zwanzigkronenschein, zwei Fünfer und neun Einkronenmünzen.

»Ich rauche so lange eine«, sagte ich. »Ich setze mich da drüben hin.«

»Tu das«, erwiderte Linda, und hob ihn hoch. »Hast du Hunger, John?«, sagte sie. »Mein Gott, ist das heiß. Gibt es denn hier nirgendwo Schatten? Wo ich mich mit ihm hinsetzen kann?«

»Da oben«, sagte ich und zeigte zu dem Restaurant auf der Hügelkuppe, das die Form eines Zugs hatte, die Theke war in der Lokomotive untergebracht, die Tische in den Wagen. Dort war kein Mensch zu sehen. Die Stühle standen mit den Rückenlehnen gegen die Tischplatten gelehnt.

»Ich geh mal hin«, sagte Linda, »und geb ihm was zu essen. Behältst du die Mädchen im Auge?«

Ich nickte, ging zum Cola-Automaten und zog eine Dose, setzte mich auf den Holzstamm, zündete mir eine Zigarette an und blickte zu dem hastig zusammengeschusterten Schuppen hinauf, wo Vanja und Heidi zur Tür hinein und wieder heraus liefen.

»Da drinnen ist es ganz dunkel!«, rief Vanja. »Komm gucken!«

Ich hob die Hand und winkte ihr zu, womit sie sich glücklicherweise zufriedengab. Die Maus presste sie die ganze Zeit mit einer Hand fest an ihre Brust.

Wo war eigentlich Heidis Maus?

Ich ließ meinen Blick den Anstieg hinauf schweifen. Und dort, direkt vor dem Sheriffbüro, lag sie mit dem Kopf im Sand. Oben im Restaurant zog Linda einen Stuhl an die Wand, setzte sich und begann, John zu stillen, der anfangs noch strampelte, dann aber ganz still lag. Die Zirkusfrau kam den Hügel hinauf. Eine Bremse stach mich ins Bein. Ich erschlug sie mit solcher Kraft, dass sie auf meiner Haut zermatscht wurde. Die Zigarette schmeckte in der Hitze fürchterlich, aber ich sog standhaft den Rauch in die Lunge ein und starrte zu den Wipfeln der Fichten hinauf, die im Sonnenschein leuchtend grün waren. Eine zweite Bremse setzte sich auf mein Bein. Ich schlug gereizt nach ihr, stand auf, warf die Zigarette auf die Erde und ging mit der halb vollen und noch kalten Cola-Dose in der Hand zu den Mädchen hinauf.

»Papa, du gehst herum, wenn wir drinnen sind, und dann guckst du, ob du uns durch die Ritzen sehen kannst, okay?«, sagte Vanja und blinzelte zu mir hoch.

»Kann ich machen«, sagte ich und ging um den Schuppen herum. Hörte sie drinnen poltern und kichern. Senkte den Kopf zu einer der Ritzen und starrte hinein. Aber der Unterschied zwischen dem Licht draußen und der Dunkelheit drinnen war so groß, dass ich nichts erkennen konnte.

»Papa, bist du da draußen?«, rief Vanja.

»Ja«, sagte ich.

»Siehst du uns?«

»Nein. Seid ihr unsichtbar geworden?«

»Ja!«

Als sie herauskamen, tat ich so, als sähe ich sie nicht und sah Vanja direkt an, während ich nach ihr rief.

»Ich bin doch *hier*«, sagte sie und winkte mit den Armen.

»Vanja?«, sagte ich. »Wo bist du? Komm sofort heraus, das ist nicht mehr lustig.«

»Ich bin hier! Hier!«

»Vanja ...?«

»Kannst du mich wirklich nicht sehen? Bin ich wirklich unsichtbar?«

Sie klang unendlich zufrieden, gleichzeitig ahnte ich jedoch auch einen Anflug von Sorge in ihrer Stimme. Im selben Moment begann John zu schreien. Ich schaute hinauf. Linda stand mit John an sich gedrückt auf. Es war gar nicht seine Art, so zu schreien.

»Ah, da bist du ja!«, sagte ich. »Bist du die ganze Zeit schon hier gewesen?«

»Ja-a«, sagte sie.

»Hörst du, dass John weint?«

Sie nickte und schaute hinauf.

»Dann müssen wir gehen«, sagte ich. »Kommt.«

Ich griff nach Heidis Hand.

»Will nicht«, sagte sie. »Will nicht an die Hand.«

»Dann eben nicht«, sagte ich. »Aber dann setz dich in den Wagen.«

»Will nicht Wagen«, erwiderte sie.

»Soll ich dich lieber tragen?«

»Will nicht tragen«, sagte sie.

Ich ging hinunter und holte den Wagen. Als ich zurückkam, war sie auf den Zaun geklettert. Vanja hatte sich auf die Erde gesetzt. Auf der Hügelkuppe hatte Linda mittlerweile das Restaurant verlassen, stand auf dem Weg, blickte hinunter und winkte uns mit der freien Hand zu sich. John schrie noch immer.

»Ich will nicht gehen«, sagte Vanja. »Meine Beine sind müde.«

»Du bist doch den ganzen Tag kaum ein paar Meter gegangen«, sagte ich. »Wie kannst du da müde Beine haben?«

»Ich habe keine Beine. Du musst mich tragen.«

»Nein, Vanja, was ist das denn für ein Unsinn. Ich kann dich nicht tragen.«

»Doch.«

»Setz dich in den Wagen, Heidi«, sagte ich. »Dann gehen wir zum Reiten.«

»Will nicht Wagen«, sagte sie.

»Ich habe keine Beeeiine!«, sagte Vanja. Das letzte Wort schrie sie.

In mir blitzte Wut auf. Der Impuls, die beiden hochzuheben und unter die Arme geklemmt zu tragen. Es war mehr als einmal vorgekommen, dass ich mit ihnen zappelnd und schreiend unter den Armen gegangen war, ohne den Passanten gegenüber auch nur eine Miene zu verziehen, die uns immer interessiert anglotzten, wenn wir unsere Szenen hatten, als trüge ich eine Affenmaske oder etwas in der Art.

Diesmal gelang es mir jedoch, mich zu beherrschen.

»Könntest du dich dann bitte in den Wagen setzen, Vanja?«, sagte ich.

»Wenn du mich hochhebst«, sagte sie.

»Nein, das musst du schon alleine machen.«

»Nein«, entgegnete sie. »Ich habe keine Beine.«

Wenn ich nicht nachgab, würden wir bis zum nächsten Morgen dort stehen bleiben, denn obwohl Vanja keine Geduld hatte und schon beim geringsten Widerstand aufgab, war sie unendlich stur, wenn es darum ging, ihren Willen durchzusetzen.

»Okay«, sagte ich und hob sie in den Wagen. »Du gewinnst mal wieder.«

»Wieso gewinnen?«, sagte sie.

»Vergiss es«, erwiderte ich. »Kommt jetzt, Heidi, wir gehen.«

Ich hob sie vom Zaun herunter und nach zwei, drei halberzigen Nein, will nicht, waren wir auf dem Weg den Hügel hinauf, Heidi auf meinem Arm, Vanja im Kinderwagen. Unterwegs hob ich Heidis Stoffmaus auf, staubte sie ab und legte sie ins Netz.

»Ich weiß nicht, was mit ihm los ist«, sagte Linda, als wir oben ankamen. »Auf einmal fing er an zu weinen. Vielleicht ist er von einer Wespe gestochen worden oder so. Schau mal...«

Sie zog den Sweater über seinen Bauch und zeigte mir ein kleines rotes Mal. Er zappelte in ihrem Griff und vom vielen Schreien war sein Gesicht rot angelaufen und die Haare waren feucht geworden.

»Armer kleiner Junge«, sagte sie.

»Ich bin von einer Bremse gestochen worden«, sagte ich. »Vielleicht hat ihn ja auch eine erwischt. Setz ihn in den Wagen, dann gehen wir. Im Moment können wir ohnehin nichts tun.«

Als er angeschnallt war, wand er sich und bohrte schreiend den Kopf in den Stoff.

»Sehen wir zu, dass wir zum Auto kommen«, sagte ich.

»Ja«, sagte Linda. »Aber vorher muss ich ihm noch eine neue Windel machen. Da unten gibt es einen Wickelraum.«

Ich nickte, und wir gingen los. Seit unserer Ankunft waren bereits einige Stunden vergangen, die Sonne stand nicht mehr besonders hoch, und etwas an dem Licht, mit dem sie den Wald füllte, erinnerte mich an die Sommernachmittage zu Hause, als wir entweder mit Mutter und Vater zur Meerseite der Insel fahren, um schwimmen zu gehen, oder allein zu der felsigen Landzunge im Sund unterhalb unserer Siedlung. Für Sekunden war ich von meinen Erinnerungen erfüllt, allerdings hatten sie nicht die Form konkreter Ereignisse, sondern waren eher Stimmungen, Gerüche, Wahrnehmungen. Wie das Licht, das in der Tagesmitte weißer und neutraler war, zum Nach-

mittag hin allmählich voller wurde und alle Farben dunkler werden ließ. Oh, in einem Sommer in den Siebzigern auf dem Weg durch den schattigen Wald zu laufen! In das salzige Wasser zu springen und nach Gjerstadholmen auf der anderen Seite hinüberzuschwimmen! Die Sonne, die auf die flachen Felsen schien und sie beinahe golden aussehen ließ. Das trockene, strohige Gras, das in den Vertiefungen zwischen ihnen wuchs. Die Ahnung von Tiefe unter der Wasseroberfläche, so dunkel im Schatten unter dem Fels. Die Fische, die dort vorüberglitten. Und die Baumkronen über uns mit ihren schwächtigen, in der Meeresbrise bebenden Ästen! Die dünne Rinde und der glatte, knochengleiche Baum darunter. Das grüne Laub...

»Da ist es«, sagte Linda und nickte zu einem kleinen, achteckigen Holzgebäude hin. »Wartest du?«

»Wir gehen schon mal langsam weiter«, antwortete ich.

Im Wald hinter dem Zaun standen zwei geschnitzte Holzweihnachtsmänner. Auf die Art rechtfertigten sie ihren Status als »Märchenland«.

»Guck mal, Weihmann!«, rief Heidi. »Weihmann«, das war der Weihnachtsmann. Er hatte sie lange beschäftigt. Bis weit ins Frühjahr hinein hatte sie zur Veranda gezeigt, von wo an Heiligabend der Weihnachtsmann gekommen war, und »Weihmann kommt« gesagt, und wenn sie mit einem der Geschenke spielte, die er ihr gebracht hatte, erläuterte sie zunächst, woher es kam. Welchen Status der Weihnachtsmann in ihrer Vorstellung hatte, war nicht ganz leicht zu sagen, denn als sie durch ein Versehen zwischen den Jahren das Weihnachtsmannkostüm in meinem Kleiderschrank entdeckte, war sie nicht im Geringsten erstaunt oder aufgebracht, nichts war ihr enthüllt worden, sie deutete nur darauf und rief »Weihmann«, als ob das der Ort wäre, an dem er sich umzog, und wenn wir dem alten Penner mit dem weißen Bart begegneten,

der sich auf dem Platz vor unserem Haus herumtrieb, richtete sie sich manchmal in ihrem Wagen auf und rief aus vollem Hals »Weihmann«.

Ich schob den Kopf vor und küsste sie auf ihre pralle Wange.

»Nicht Küsschen!«, sagte sie.

Ich lachte.

»Darf ich dich dann küssen, Vanja?«

»Nee!«, antwortete Vanja.

Ein kleiner, aber gleichmäßiger Strom von Menschen ging ununterbrochen an uns vorbei, die meisten waren hell gekleidet, in kurzen Hosen, T-Shirts und Sandalen, ein paar trugen Jogginghosen und Joggingchuhe, auffallend viele waren dick, kaum jemand war gut gekleidet.

»Mein Papa ist im Gefängnis!«, rief Heidi zufrieden.

Vanja drehte sich im Wagen um.

»Nein, Papa ist nicht im Gefängnis!«, sagte sie.

Ich lachte erneut und blieb stehen.

»Wir warten hier ein bisschen auf die Mama«, sagte ich.

Dein Papa sitzt im Gefängnis war etwas, was die Kleinen im Kindergarten zueinander sagten. Heidi hielt es für etwas ungemein Großartiges und sagte es immer, wenn sie mit mir angeben wollte. Als wir vor kurzem vom Schrebergarten nach Hause wollten, hatte sie es Linda zufolge im Bus zu einer älteren Dame in der Sitzbank hinter ihr gesagt. Mein Papa ist im Gefängnis. Da ich nicht dort war, sondern mit John noch an der Bushaltestelle stand, blieb die Behauptung unwidersprochen.

Ich senkte den Kopf und wischte mir mit dem Ärmel des T-Shirts den Schweiß von der Stirn.

»Kann ich noch ein Los bekommen?«, sagte Vanja.

»Kommt nicht in Frage«, antwortete ich. »Du hast doch schon ein Stofftier gewonnen!«

»Bitte, Papa, noch eins?«, bettelte sie.

Ich wandte mich um und sah Linda näher kommen. John saß aufrecht im Kinderwagen und wirkte unter seinem Sonnenhut zufrieden.

»Alles in Ordnung?«, sagte ich.

»Mm. Ich habe den Stich mit kaltem Wasser gewaschen. Aber er ist müde.«

»Dann schläft er im Auto ein«, sagte ich.

»Wie viel Uhr es wohl ist?«

»Halb vier vielleicht?«

»Dann wären wir um acht zu Hause?«

»Ungefähr.«

Ein weiteres Mal überquerten wir den kleinen Kirmesplatz und kamen an dem Piratenschiff vorbei, einer kläglichen Holzfassade mit ein paar Laufstegen dahinter, wo hier und da ein einbeiniger oder einarmiger Mann mit Schwert und Kopftuch stand, dem Freigehege mit Lamas und dem Gehege mit Straußen, der kleinen betonierte Fläche, auf der ein paar Kinder mit Kettcars fahren, und gelangten schließlich zum Eingangsbereich, wo es einen Hindernisparcours gab, will sagen ein paar Balken und Bretterwände mit einem Netz dazwischen, ein Bungee-Jumping-Gerüst und eine Eselreitbahn, bei der wir Halt machten. Linda nahm Heidi, trug sie zur Warteschlange und setzte ihr einen Helm auf, während Vanja und ich mit John am Zaun stehen blieben und zusahen.

Jeweils vier Esel liefen geführt von den Eltern. Die Strecke war nicht länger als dreißig Meter, aber die meisten benötigten relativ lange, um sie zu gehen, denn hier handelte es sich um Esel, nicht um Ponys, und Esel bleiben stehen, wenn ihnen danach ist. Verzweifelte Eltern zogen möglichst fest an den Zügeln, ohne dass sich die Tiere von der Stelle rührten. Sie klopfen ihnen auf die Seite, ohne dass es etwas nutzte, die Esel blieben trotzdem stehen. Eines der Kinder weinte. Die

ganze Zeit über rief die Frau, der man die Chips übergab, den Eltern Ratschläge zu. Ziehen Sie, so fest Sie können! Fester! Einfach ziehen, das macht denen nichts aus. Fest! So ist es gut!

»Schau mal, Vanja«, sagte ich. »Die Esel wollen nicht laufen!«

Sie lachte. Ich freute mich, weil sie sich freute. Gleichzeitig machte ich mir ein wenig Sorgen, wie es Linda ergehen würde; sie hatte kaum mehr Geduld als Vanja. Als die beiden an der Reihe waren, löste sie die Aufgabe jedoch mit Bravour. Wenn der Esel stoppte, drehte sie sich jedes Mal um, stand mit dem Rücken zur Flanke des Tiers und machte mit dem Mund Schnalzlauten. Sie war in ihrer Kindheit geritten, Pferde hatten in ihrem Leben lange im Mittelpunkt gestanden, das musste der Grund sein.

Heidi strahlte auf dem Rücken des Tiers. Als sich der Esel von ihrem Trick nicht mehr täuschen ließ, zog Linda so fest und entschlossen am Zaumzeug, dass er keinerlei Spielraum für seine Bockigkeit bekam.

»Du reitest ganz toll!«, rief ich Heidi zu und sah zu Vanja hinunter. »Möchtest du auch?«

Vanja schüttelte verbissen den Kopf und rückte ihre Brille gerade. Seit sie anderthalb war, hatte sie auf Ponys geritten, und in dem Herbst, in dem wir nach Malmö umzogen und sie zweieinhalb war, begann sie in einer Reitschule. Sie lag mitten im Volksgarten, eine triste und heruntergekommene Reithalle mit Sägespänen auf dem Boden, die für sie ein Abenteuer war, sie saugte alles in sich auf und wollte davon erzählen, wenn es vorbei war. Mit geradem Rücken saß sie auf ihrem struppigen Pony und wurde von Linda immer wieder im Kreis geführt, oder, wenn ich alleine mit ihr hinging, von einem der elf- oder zwölfjährigen Mädchen, die dort ihr ganzes Leben zu verbringen schienen, während eine Reitlehrerin in der Mitte die Runde machte und ihnen erklärte, was sie tun soll-

ten. Dass Vanja ihre Anweisungen nicht immer verstand, war nicht weiter schlimm, wichtig waren vielmehr das Erlebnis mit den Pferden und die Atmosphäre, die sie umgab. Der Stall, die Katze, die im Heu Junge bekommen hatte, die Liste, wer an diesem Nachmittag welches Pferd reiten würde, der Helm, den sie sich aussuchte, der Augenblick, in dem das Pferd zur Halle geführt werden sollte, das Reiten selbst, Gebäck und Apfelsaft, die sie hinterher im Café bekam. Es war der Höhepunkt der Woche. Im Laufe des folgenden Herbsts änderte sich dies jedoch. Die Kinder bekamen eine neue Lehrerin, und Vanja, die älter aussah als ihre knapp vier Jahre, wurde mit Anforderungen konfrontiert, denen sie nicht gewachsen war. Obwohl Linda Bescheid sagte, hörte es nicht auf. Vanja begann zu protestieren, wenn sie hin sollte, sie wollte nicht, auf gar keinen Fall, und schließlich machten wir der Sache ein Ende. Selbst als sie Heidi auf der kleinen Eselstour durch den Park sah, wo nichts gefordert wurde, wollte sie nicht.

Wir hatten noch etwas angefangen, eine Singstunde, in der die Kinder zusammen sangen, aber auch zeichneten und puzzelten. Als sie zum zweiten Mal dort war, sollten sie ein Haus zeichnen, und Vanja hatte das Gras davor blau gemalt. Die Gruppenleiterin war zu ihr gegangen und hatte gesagt, Gras sei grün, nicht blau, konnte sie ein neues Bild malen? Vanja hatte ihre Zeichnung zerfetzt und so trotzig reagiert, dass die anderen Eltern die Augenbrauen hoben und froh über ihre eigenen wohlherzogenen Kinder waren. Vanja ist so vieles, in erster Linie aber scheu, und dass sich dies schon jetzt verfestigt, beunruhigt mich. Ihre Kindheit zu begleiten, verändert auch das Bild meiner eigenen Kindheit, nicht so sehr wegen der Qualität, sondern wegen der Quantität, der vielen Zeit, die man mit seinen Kindern verbringt, die schier unermesslich lang ist. So viele Stunden, so viele Tage, so unendlich viele Situationen, die sich ergeben und durchlebt werden. Aus mei-

ner eigenen Kindheit sind mir nur eine Handvoll Episoden im Gedächtnis geblieben, die ich alle als bahnbrechend und bedeutsam empfand, obwohl sie eigentlich, wie ich heute erkenne, in einem Meer anderer Geschehnisse schwammen, was ihren Sinn gänzlich auslöscht, denn woher will ich eigentlich wissen, dass ausgerechnet diese Ereignisse, die sich mir eingebrannt haben, entscheidend waren und nicht all die anderen, über die ich nicht das Geringste weiß?

Wenn ich Dinge dieser Art mit Geir diskutiere, mit dem ich täglich eine Stunde telefoniere, zitiert er immer wieder Sven Stolpe, der irgendwo schreibt, dass Ingmar Bergman immer Bergman gewesen wäre, ganz gleich, wo er aufgewachsen wäre, will sagen, dass man unabhängig von äußeren Bedingungen der ist, der man ist. Wie man der Familie begegnet, kommt vor der Familie. Als ich aufwuchs, wurde mir beigebracht, alle Eigenschaften, Handlungen und Vorfälle durch das Milieu zu erklären, in dem sie entstanden waren. Das Biologische und Genetische, also das Gegebene, hatte man im Grunde nicht im Blick, und wenn es auftauchte, wurde es misstrauisch beäugt. Eine solche Haltung mag auf den ersten Blick humanistisch erscheinen, da sie so eng mit der Vorstellung verbunden ist, dass alle Menschen gleich sind, bei genauerem Hinsehen kann sich darin jedoch ebenso gut eine mechanistische Auffassung vom Menschen ausdrücken, der leer geboren sein Leben von der Umgebung formen lässt. Lange habe ich mich rein theoretisch mit dieser Problematik auseinandergesetzt, die so grundlegend ist, dass sie in praktisch jedem Zusammenhang als Sprungbrett dienen kann – ist beispielsweise das Milieu der Faktor, der betont wird, ist der Mensch zunächst einmal sowohl gleich als auch formbar, und der gute Mensch kann geschaffen werden, indem man in seine Umgebung eingreift, daher der Glaube der Generation meiner Eltern an den Staat, das Bildungssystem und die Politik, da-

her ihre Begierde, alles zu verschmähen, was einmal gewesen war, und daher ihre neue Wahrheit, die sich nicht im Inneren des Menschen befand, sondern im Gegenteil im Äußeren des Menschen, dem Kollektiven und Allgemeinen, vielleicht am allerdeutlichsten zum Ausdruck gebracht von Dag Solstad, der seit jeher der Chronist seiner Epoche gewesen ist, in jenem Text von 1969, in dem sein berühmter Satz »Wir wollen dem Kaffeekessel keine Flügel verleihen« steht: fort mit allem Geistigen, fort mit allem Erbaulichen, für einen neuen Materialismus – dass die gleiche Haltung jedoch hinter dem Abriss alter Stadtteile, dem Bau von Straßen und Parkplätzen stand, was von der intellektuellen Linken natürlich abgelehnt wurde, kam ihnen niemals in den Sinn und kann ihnen vielleicht auch erst heute in den Sinn kommen, seit die Verbindung zwischen Gleichheitsgedanken und Kapitalismus, Wohlfahrtsstaat und Liberalismus, dem Materialismus des Marxismus und der Konsumgesellschaft, einleuchtend ist, denn der größte Gleichmacher von allen ist das Geld, es hebt alle Unterschiede auf, und sind dein Charakter und dein Schicksal formbare Größen, so ist das Geld der naheliegendste Formgeber, und daraus entsteht das faszinierende Phänomen, dass Menschen massenhaft ihre eigene Individualität behaupten, indem sie identisch handeln, während diejenigen, die einst durch ihre Bejahung der Gleichheit, ihre Betonung des Materiellen und ihren Glauben an Veränderung die Tür öffneten, nun gegen ihr eigenes Werk wüten, von dem sie annehmen, der Feind hätte es erschaffen – aber wie alle simplen Argumentationen entspricht auch dies nur bedingt der Wahrheit, denn das Leben ist keine mathematische Größe, es hat keine Theorie, nur Praxis, und auch wenn es verlockend erscheint, die Umgestaltung der Gesellschaft durch eine Generation auf der Basis ihrer Sicht des Verhältnisses zwischen Vererbung und Milieu zu deuten, so ist diese Verlockung doch literarisch und besteht aus der Freude

am Spekulieren, also daran, das Denken durch die verschiedensten Gebiete menschlichen Wirkens zu fädeln, und weniger aus der Freude daran, das Wahre zu sagen. Der Himmel hängt tief in Solstads Büchern, sie reagieren ungeheuer sensibel auf Strömungen der Gegenwart, vom Gefühl der Entfremdung in den sechziger Jahren, der Feier des politischen Aufbruchs in den Siebzigern, und dann, als diese Winde gerade zu wehen begannen, bis zur Distanzierung am Ende des Jahrzehnts. Dieses Wetterfahnenhafte braucht weder Stärke noch Schwäche eines schriftstellerischen Werks zu sein, es ist vielmehr Teil seines Materials, Teil seiner Orientierung, und bei Solstad lag das Entscheidende wohl immer woanders, nämlich in der Sprache, die in ihrer neualtertümlichen Eleganz funkelt und unnachahmlich und voller Geist einen ganz eigenen Glanz ausstrahlt. Diese Sprache kann nicht erlernt werden, diese Sprache kann man nicht käuflich erwerben, und genau darin besteht ihr Wert. Es ist nicht so, dass wir gleich geboren werden und die Lebensbedingungen unsere Lebensläufe ungleich machen, es verhält sich umgekehrt, wir werden verschieden geboren, und die Lebensbedingungen gleichen unsere Leben einander an.

Wenn ich an meine drei Kinder denke, habe ich nicht nur ihre charakteristischen Gesichter vor Augen, sondern auch ein ganz bestimmtes Gefühl, das sie ausstrahlen. Dieses Gefühl, das unveränderlich bleibt, ist das, was sie für mich »sind«. Und was sie »sind«, hat seit den allerersten Tagen mit ihnen stets in ihnen existiert. Damals konnten sie ja nichts, und das Wenige, was sie konnten, zum Beispiel an der Brust saugen, reflexartig den Arm heben, sich umschaun, nachahmen, konnten sie natürlich alle, weshalb das, was sie »sind«, nicht mit dem zusammenhängt, was sie können oder nicht können, sondern eher eine Art Licht ist, das in ihnen leuchtet.

Ihre Charakterzüge, die sich bereits nach ein paar Wochen

andeutungsweise zeigten, sind ähnlich unverändert geblieben, und sie sind bei jedem einzelnen von ihnen so verschieden, dass schwer vorstellbar ist, die Bedingungen, die wir ihnen durch unser Verhalten und unsere Art bieten, könnten eine entscheidende Rolle spielen. John hat ein sanftes und freundliches Wesen, liebt seine Schwestern und Flugzeuge, Züge und Busse. Heidi ist offen und nimmt zu jedem Kontakt auf, Schuhe und Kleider sind ihr wichtig, sie will ausschließlich Röcke anziehen und fühlt sich wohl in ihrem kleinen Körper, was sich beispielweise zeigte, als sie im Hallenbad nackt vor dem Spiegel stand und zu Linda sagte, Mama, guck mal, was ich für einen tollen Popo habe! Sie erträgt es nicht, getadelt zu werden, erhebt man ihr gegenüber die Stimme, dreht sie sich weg und beginnt zu weinen. Vanja wehrt sich dagegen, sie hat ein aufbrausendes Temperament, ist willensstark, sensibel und sucht Beziehungen. Sie hat ein gutes Gedächtnis, kann die meisten Bücher, die wir ihr vorlesen, genauso auswendig wie die Dialoge in den Filmen, die wir uns ansehen. Sie hat Humor und bringt uns zu Hause oft zum Lachen, aber wenn sie woanders ist, lässt sie sich von der herrschenden Stimmung prägen, und gibt es dann zu viel Neues oder Ungewohntes, schottet sie sich ab. Diese Schüchternheit tauchte auf, als sie ungefähr sieben Monate alt war, und äußerte sich so, dass sie einfach die Augen schloss, wenn ein Fremder in ihre Nähe kam, so als würde sie schlafen. In seltenen Fällen macht sie das selbst heute noch, etwa wenn sie im Kinderwagen sitzt und wir unerwartet Eltern aus dem Kindergarten begegnen, dann schließen sich ihre Augen in Windeseile. Im Kindergarten in Stockholm, der direkt gegenüber von unserer Wohnung lag, schloss sie nach einer zaghaften und tastenden Anfangsphase enge Freundschaft mit einem Jungen in ihrem Alter, er hieß Alexander, und mit ihm tobte sie so wüst durch die Spielgeräte, dass die Erzieherinnen meinten, ab und zu müss-

ten sie Alexander vor ihr abschirmen, da er ihrer Intensität nicht immer gewachsen sei. Aber meistens freute er sich, wenn sie kam, und wurde traurig, wenn sie ging, und seither spielt sie lieber mit Jungen, was etwas mit dem Körperlichen und Aktiven zu tun hat, das sie offenbar vielleicht auch deshalb braucht, weil es leicht ein Gefühl von Allmacht erzeugt.

Als wir nach Malmö zogen, kam sie in einen neuen Kindergarten, der direkt am Westhafen lag, in jenem Neubaugebiet, in dem die Wohlhabendsten wohnen, und da Heidi noch so klein war, übernahm ich die Eingewöhnungsphase. Jeden Morgen radelten wir durch die Stadt, am alten Werftgelände vorbei und Richtung Meer, Vanja mit ihrem kleinen Helm auf dem Kopf und die Arme um mich gelegt, ich auf dem kleinen Damenrad mit den Knien in Bauchhöhe, leicht und froh, denn noch war für mich in dieser Stadt alles neu, und die Veränderungen des Lichts am Himmel morgens und nachmittags hatte der satte Blick der Routine noch nicht verschluckt. Dass Vanjas erste Worte am Morgen lauteten, sie wolle nicht in den Kindergarten, wobei sie ab und zu weinte, hielt ich nur für eine Übergangsphase, natürlich würde es ihr dort mit der Zeit gefallen. Wenn wir ankamen, wollte sie allerdings nicht von meinem Schoß, egal, womit die drei jungen Frauen, die dort als Erzieherinnen arbeiteten, lockten. Ich fand, dass man sie am besten einfach abgeben, weggehen und alleine mit der Situation zurechtkommen lassen sollte, aber von einer solchen Brutalität wollten weder die Erzieherinnen noch Linda etwas wissen, und so saß ich dann mit Vanja auf dem Schoß und umgeben von spielenden Kindern auf einem Stuhl in der Zimmerecke, während das Sonnenlicht, das nach und nach herbstlicher wurde, je mehr Tage vergingen, hereinströmte. Bei der Zwischenmahlzeit im Freien, die aus Apfel- und Birnenschnitzen bestand, die von den Erzieherinnen verteilt wurden, ließ sie sich nur darauf ein, sich hinzusetzen, wenn es in zehn Meter

Entfernung zu den anderen geschah, und wenn wir dies taten, ich mit einem entschuldigenden Lächeln auf den Lippen, geschah es nicht ohne Verwunderung, denn das war doch meine Art, mich anderen Menschen gegenüber zu verhalten: Wie war es ihr im Alter von zweieinhalb Jahren gelungen, das in sich aufzunehmen? Natürlich schafften die Erzieherinnen es schließlich doch, sie von mir fortzulocken, woraufhin ich davonradeln durfte, um ein wenig zu schreiben, während sie hinter mir herzerreißend weinte, und als ein Monat verstrichen war, brachte und holte ich sie ganz normal. Trotzdem kam es immer noch vor, dass sie am Morgen erklärte, sie wolle nicht, trotzdem weinte sie immer noch manchmal, und als ein anderer Kindergarten in der Nähe unserer Wohnung anrief und sagte, es sei ein Platz frei geworden, zögerten wir nicht, das Angebot anzunehmen. Er hieß »Der Luchs« und war eine freie Elterninitiative. Das hieß konkret, dass alle Eltern zwei Wochen im Jahr Dienst schieben und darüber hinaus einen der zahlreichen administrativen und praktischen Posten bekleiden mussten. Wie weit sich dieser Kindergarten in unser Leben hineinfressen sollte, ahnten wir damals nicht, im Gegenteil, wir sprachen ausschließlich über die vielen Vorteile, die er zu bieten hatte: Durch die Dienste würden wir sämtliche Spielkameraden Vanjas kennen lernen und durch unsere Ehrenämter und die damit verbundenen Sitzungen deren Eltern. Es war üblich, dass die Kinder sich gegenseitig nach Hause begleiteten, so dass wir bald Entlastung bekommen würden, wenn wir sie brauchten. Außerdem, und das war das vielleicht wichtigste Argument, kannten wir niemanden in Malmö, keine Menschenseele, und dies erschien uns als eine unkomplizierte Art, Kontakte zu knüpfen. Was zutraf, denn schon nach zwei Wochen wurden wir zum Geburtstag eines Kindes eingeladen. Vanja freute sich riesig, nicht zuletzt, weil sie gerade ein Paar goldfarbene Sonntagsschuhe bekommen

hatte, die sie anziehen wollte, aber gleichzeitig wollte sie verständlicherweise auch nicht hingehen, da sie die anderen Kinder zu diesem Zeitpunkt noch nicht sonderlich gut kannte. Die Einladung lag an einem Freitagnachmittag in unserem Fach im Kindergarten. Die Feier sollte Samstag in einer Woche sein, und in dieser Woche erkundigte sich Vanja jeden Morgen, ob heute der Tag sei, an dem Stella ihren Geburtstag feiere. Als wir nein sagten, fragte Vanja, ob er übermorgen sein würde; was bei ihr in etwa dem Horizont der äußersten Zukunft entsprach. Als wir endlich nicken und sagen konnten, ja genau, heute würden wir zu Stella gehen, sprang sie aus dem Bett und lief zum Schrank, um ihre Goldschuhe anzuziehen. Zwei Mal in der Stunde fragte sie, ob es noch lange hin war, und es hätte ein unerträglicher Vormittag mit Drängeln und Trotzscenen werden können, aber zum Glück gab es genügend Dinge, mit denen er sich füllen ließ. Linda nahm sie in eine Buchhandlung mit, um ein Geschenk zu kaufen, und hinterher saßen die beiden am Küchentisch und malten die Geburtstagskarte, wir badeten die Kinder, kämmten ihnen die Haare und zogen ihnen weiße Strumpfhosen und ihre besten Kleider an. Dann kippte Vanjas Laune plötzlich, auf einmal wollte sie weder Strumpfhose noch Kleid anziehen, es kam überhaupt nicht in Frage, dass sie zu einem Fest gehen würde, und die Goldschuhe schmiss sie an die Wand, aber nachdem wir geduldig die wenigen Minuten abgewartet hatten, die ihr Gefühlsausbruch dauerte, gelang es uns, ihr alles anzuziehen, sogar den weißen Strickschal, den sie zu Heidis Taufe bekommen hatte, und als sie schließlich im Kinderwagen saß, war sie erneut voller Vorfreude. Vanja war ernst und still, hielt die Goldschuhe in der einen Hand und das Geschenk in der anderen, aber wenn sie sich zu uns umdrehte, um etwas zu sagen, tat sie es mit einem Lächeln auf den Lippen. Neben ihr saß Heidi und war eifrig und fröhlich, denn auch wenn sie nicht

begriff, wohin wir unterwegs waren, mussten ihr die Kleider und die Vorbereitungen doch einen Anhaltspunkt dafür gegeben haben, dass etwas nicht ganz Alltägliches bevorstand. Die Wohnung, in der Stellas Kindergeburtstag gefeiert werden sollte, lag ein paar hundert Meter die Straße hinauf, in der wir wohnten. Diese war erfüllt von Bewegungen, die späten Samstagnachmittagen in der Stadt vorbehalten sind, wenn sich die letzten Einkaufenden mit ihren Tüten mit Jugendlichen mischen, die ins Zentrum gezogen sind, um vor Burger King und McDonald's herumzuhängen, und der Strom der vorbeigleitenden Autos nicht mehr rein funktional ist, Familien zugehörig, die auf dem Weg aus dem oder ins Parkhaus sind, sondern immer mehr von diesen tiefer gelegten, schwarzen und glänzenden Autos dominiert, in deren Karosserie der Bass wummert und in denen männliche Einwanderer zwischen zwanzig und dreißig am Steuer sitzen. Vor dem Supermarkt standen so viele Menschen, dass wir einen Augenblick Halt machen mussten, und als die alte, bis auf die Knochen abgemagerte und verlebte Frau, die dort um diese Uhrzeit stets in ihrem Rollstuhl saß, Vanja und Heidi erblickte, beugte sie sich zu ihnen vor und betätigte die Klingel, die an einem Stock hing, während sie in einer Weise lächelte, die sie selbst sicher als kinderlieb empfand, die auf die beiden jedoch furchteinflößend wirken musste. Sie sagten jedoch nichts, sahen die Frau nur an. Jenseits der Eingangstür saß ein Drogensüchtiger in meinem Alter mit einer Kappe in der ausgestreckten Hand. Neben sich hatte er einen Käfig mit einer Katze, und als Vanja sie sah, drehte sie sich zu uns um.

»Wenn wir aufs Land ziehen, bekomme ich eine Katze«, sagte sie.

»Katze!«, sagte Heidi und zeigte.

Ich lenkte den Kinderwagen über die Bürgersteigkante auf die Straße, um an den drei Menschen vorbeizukommen, die

so verdammt langsam schlenderten und anscheinend dachten, dass ihnen der Bürgersteig alleine gehörte, ging ein paar Meter möglichst schnell und lenkte ihn wieder zurück, als wir sie überholt hatten.

»Das kann aber noch ziemlich lange dauern, Vanja«, meinte ich.

»In einer Wohnung kann man keine Katze haben«, sagte sie.

»Stimmt«, sagte Linda.

Vanja drehte sich wieder nach vorn. Sie drückte mit beiden Händen die Tüte mit dem Geschenk.

Ich sah Linda an.

»Wie hieß der Vater von Stella nochmal?«

»Oh je, der Name fällt mir gerade nicht ein ...«, sagte sie.

»Doch, Erik, hieß er nicht Erik?«

»Du hast Recht«, erwiderte ich. »Was machte er noch beruflich?«

»Da bin ich mir nicht sicher«, sagte sie. »Aber es hatte irgendwie mit Design zu tun.«

Wir gingen am Süßigkeitenladen vorbei, und Vanja und Heidi lehnten sich beide vor, um durchs Fenster zu schauen. Direkt daneben stand ein Pfandleihhaus. Im wiederum nächsten Geschäft wurden kleine Statuen und Schmuckstücke, Engel und Buddhas und darüber hinaus Räucherstäbchen, Tee, Seifen und anderer esoterischer Nippes verkauft. In den Fenstern hingen Plakate, die darüber informierten, wann Yoga-Gurus und bekannte Medien in die Stadt kommen würden. Auf der anderen Straßenseite lag ein Kleidergeschäft für Billigmarken, Ricco Jeans and Clothings, »Mode für die ganze Familie«, daneben TABOO, eine Art »erotischer« Laden, der mit Dildos und Puppen mit unterschiedlichen Negligées und korsettartiger Unterwäsche im Schaufenster in der Türnische, von der Straße nicht einsehbar, warb. Neben diesem lag dann

Bergmans Taschen und Hüte, dessen Einrichtung und Sortiment sich seit der Eröffnung irgendwann in den vierziger Jahren nicht mehr verändert haben dürfte, sowie das Geschäft Radio City, das kürzlich pleite gegangen war, aber weiterhin ein Schaufenster mit leuchtenden Fernsehschirmen, umgeben von den unterschiedlichsten elektronischen Apparaten füllte, wobei die Preise auf großen, fast selbstleuchtenden orangen und grünen Pappschildern standen. Die Regel lautete, je weiter man die Straße hinaufkam, desto billiger und dubioser wurden die Geschäfte. Gleiches galt für die Menschen, die sich dort tummelten. Im Gegensatz zu Stockholm, wo wir auch mitten in der Stadt gewohnt hatten, sah man hier auf den Straßen Armut und Elend. Mir gefiel das.

»Hier ist es«, sagte Linda und blieb an einer Tür stehen. Vor einer Bingo-Halle gleich dahinter standen drei Frauen in den Fünfzigern mit Gänsehaut und rauchten. Lindas Augen suchten die Liste der Namen neben der Türsprechanlage ab, dann tippte sie eine Nummer ein. Zwei Busse donnerten dicht hintereinander vorbei. Unmittelbar danach sumnte es in der Tür, und wir betraten einen dunklen Eingangsflur, stellten den Wagen an der Wand ab und gingen die zwei Etagen zur Wohnung die Treppe hinauf, ich mit Heidi auf dem Arm, Linda mit Vanja an der Hand. Als wir oben ankamen, stand die Tür offen. Auch die Wohnung dahinter war dunkel. Ich fand es ein bisschen unangenehm, einfach hineinzugehen, und hätte am liebsten geklingelt, was unsere Ankunft deutlicher markiert hätte, denn so standen wir nur im Flur, ohne dass uns jemand bemerkte.

Ich setzte Heidi auf dem Fußboden ab und nahm ihre Jacke. Linda wollte bei Vanja das Gleiche tun, aber sie protestierte, denn als Erstes wollte sie die Stiefeletten ausziehen, damit sie ihre Goldschuhe anziehen konnte.

Zu beiden Seiten des Flurs lag jeweils ein Zimmer. In dem

einen spielten aufgeregt ein paar Kinder, in dem anderen standen Erwachsene und unterhielten sich. In dem Flur, der weiter in die Wohnung hineinführte, erblickte ich Erik, der uns den Rücken zukehrte und mit einem der Elternpaare aus dem Kindergarten sprach.

»Hallo!«, sagte ich.

Er drehte sich nicht um. Ich legte Heidis Jacke auf einen Mantel über einem Stuhl und begegnete Lindas Blick, die sich nach einer Möglichkeit umsah, Vanjas Jacke aufzuhängen.

»Und, wollen wir reingehen?«, sagte sie.

Heidi schlang die Arme um mein Bein. Ich hob sie hoch und machte ein paar Schritte. Erik drehte sich um.

»Hallo«, sagte er.

»Hallo«, erwiderte ich.

»Hallo, Vanja!«, sagte er.

Vanja drehte sich weg.

»Magst du Stella dein Geschenk geben?«, fragte ich.

»Stella, Vanja ist gekommen!«, rief Erik.

»Das sollst du tun«, sagte Vanja.

Aus der Gruppe der Kinder stand Stella auf. Sie lächelte.

»Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, Stella!«, sagte ich. »Vanja hat ein Geschenk für dich.« Ich sah zu Vanja herab. »Möchtest du es ihr geben?«

»Du sollst«, sagte sie leise.

Ich nahm das Geschenk und überreichte es Stella.

»Das ist von Vanja und Heidi«, erläuterte ich.

»Danke«, sagte sie und riss das Papier auf. Als sie sah, dass es ein Buch war, legte sie es zu den anderen Geschenken auf einem Tisch und kehrte zu den übrigen Kindern zurück.

»Und?«, sagte Erik. »Geht's euch gut?«

»Ja, klar«, sagte ich und merkte, dass mein Hemd an der Brust klebte. Sah man das womöglich?

»Eine schöne Wohnung hast du hier«, sagte Linda. »Ist das eine Dreizimmerwohnung?«

»Ja«, sagte Erik.

Er sah immer so verschlagen aus, als hätte er etwas gegen die Leute in der Hand, mit denen er sprach, und war schwierig einzuschätzen; sein halbes Lächeln konnte ebenso gut ironisch wie liebenswürdig oder auch unsicher sein. Hätte er einen markanten oder starken Charakter gehabt, hätte mir das möglicherweise Sorgen gemacht, aber er war auf eine vage oder willenlose Art schwach, und was er meinen oder denken mochte, kümmerte mich nicht weiter. Meine Aufmerksamkeit war auf Vanja gerichtet. Sie stand dicht neben Linda und sah zu Boden.

»Die anderen sitzen in der Küche«, sagte Erik. »Es gibt auch Wein, wenn ihr welchen haben wollt.«

Heidi war schon in das Zimmer gegangen und stand mit einer hölzernen Schnecke in der Hand vor einem Regal. Sie hatte Räder und eine Schnur, an der man sie hinter sich herziehen konnte.

Ich nickte den beiden Eltern im hinteren Teil des Flurs zu.

»Hallo«, sagten sie.

Wie hieß er noch? Johan? Oder Jacob? Und sie, Mia vielleicht? Nein, verdammt, er hieß Robin.

»Hallo«, sagte ich.

»Wie geht's?«, sagte er.

»Gut«, sagte ich. »Und euch?«

»Uns geht's gut, danke.«

Ich lächelte sie an. Sie erwiderten mein Lächeln. Vanja ließ Linda los, ging zögernd in das Zimmer, in dem die Kinder spielten, blieb einen Moment stehen und schaute ihnen zu. Dann schien sie sich entschlossen zu haben, aufs Ganze zu gehen.

»Ich habe Goldschuhe!«, sagte sie.

Sie bückte sich, zog einen Schuh aus und hielt ihn für den Fall hoch, dass ihn jemand sehen wollte. Das wollte aber keiner. Als sie das merkte, zog sie ihn wieder an.

»Willst du dich nicht zu den anderen setzen und mit ihnen spielen?«, sagte ich. »Schau mal, sie spielen mit einem großen Puppenhaus.«

Sie folgte meiner Aufforderung, setzte sich neben die Kinder, tat jedoch nichts, saß nur da und schaute zu.

Linda hob Heidi hoch und trug sie in die Küche. Ich folgte ihr. Alle grüßten uns, wir grüßten auch und setzten uns an den langen Tisch, ich ans Fenster. Man unterhielt sich über Billigflieger, wie das, was anfangs ein Schnäppchen war, langsam, aber stetig teurer wurde, weil man eins nach dem anderen zusätzlich buchen musste, bis man schließlich ein Flugticket sein eigen nannte, das genauso viel kostete wie bei teureren Fluggesellschaften. Dann wandte sich das Gespräch dem Emissionshandel zu und danach den neuen Charterzug-Urlaubsreisen, die kürzlich zum ersten Mal angeboten worden waren. Ich hätte sicher etwas sagen können, tat es aber nicht, Konversation gehört zu den zahllosen Dingen, die ich nicht beherrsche, so dass ich wie üblich dasaß und nur zu allem nickte, was gesagt wurde, und lächelte, wenn die anderen lächelten, während ich mich unablässig fortsehnte. An der Arbeitsfläche stand Stellas Mutter Frida und bereitete eine Art Dressing zu. Sie war nicht mehr mit Erik zusammen und obwohl die beiden sich gemeinsam gut um Stella kümmerten, spürte man bei den Vorstandssitzungen im Kindergarten gelegentlich Verbitterung und Gereiztheit zwischen ihnen. Sie war blond, hatte hohe Wangenknochen und schmale Augen, einen ranken, schlanken Körper, und verstand es, sich gut zu kleiden, war jedoch viel zu selbstzufrieden, ruhte zu sehr in sich selbst, um auf mich anziehend zu wirken. Ich habe kein Problem mit uninteressanten oder wenig originellen Menschen, sie

können andere und wichtigere Eigenschaften haben wie etwa Wärme, Fürsorglichkeit, Freundlichkeit, Sinn für Humor und Talente, wie ein Gespräch in Gang bringen, um sich herum Geborgenheit etablieren, eine Familie funktionieren lassen, aber wenn ich mich in der Nähe uninteressanter Menschen aufhalte, die selber überzeugt sind, ungewöhnlich interessant zu sein und damit prahlen, wird mir beinahe körperlich schlecht.

Sie platzierte die Schüssel mit dem, was ich für ein Dressing gehalten hatte, was sich jedoch als Dip herausstellte, auf einem Tablett, auf dem bereits eine Schüssel mit Möhrenstäben und eine Schüssel mit Gurkenstäben standen. Im selben Moment betrat Vanja das Zimmer. Als sie uns geortet hatte, kam sie zu uns und stellte sich ganz dicht neben uns.

»Ich will nach Hause«, sagte sie leise.

»Aber wir sind doch gerade erst gekommen!«, erwiderte ich.

»Wir bleiben noch ein bisschen«, sagte Linda. »Und guck mal, jetzt bekommt ihr was Süßes!«

Meinte sie damit das Tablett mit dem Gemüse?

Offensichtlich.

In diesem Land hatten sie wirklich nicht alle Tassen im Schrank.

»Ich gehe mal mit dir«, sagte ich zu Vanja. »Na, komm.«

»Nimmst du Heidi auch mit?«, fragte Linda.

Ich nickte und trug sie mit Vanja an meinen Fersen in das Zimmer, in dem die Kinder spielten. Frida folgte uns mit dem Tablett in den Händen. Sie stellte es auf einem kleinen Tisch mitten im Zimmer ab.

»Hier habt ihr ein bisschen zu essen«, sagte sie, »bevor es nachher Kuchen gibt.«

Die Kinder, drei Mädchen und ein Junge, spielten immer noch vor dem Puppenhaus. Im zweiten Zimmer liefen zwei

Jungen im Kreis. Dort stand auch Erik, vor der Stereoanlage, und hielt eine CD in der Hand.

»Ich habe ein paar Platten norwegischen Jazz«, sagte er.
»Interessierst du dich für Jazz?«

»Ja-a ...«, sagte ich.

»Norwegen hat eine tolle Jazz-Szene«, meinte er.

»Wen hast du denn da?«, sagte ich.

Er zeigte mir das Cover. Es war eine Band, von der ich noch nie gehört hatte.

»Klasse«, sagte ich.

Vanja stand hinter Heidi und versuchte, sie hochzuheben. Heidi protestierte.

»Sie will nicht, Vanja«, sagte ich. »Lass es.«

Als sie weitermachte, ging ich zu ihnen.

»Möchtest du keine Möhre?«, sagte ich.

»Nein«, antwortete Vanja.

»Aber es gibt einen Dip dazu«, sagte ich, ging zum Tisch, nahm einen Möhrenstab, tunkte ihn in den weißen, wahrscheinlich sahnigen Dip und schob ihn mir in den Mund.

»Mm«, sagte ich. »Lecker!«

Warum konnten sie nicht einfach Würstchen, Eis und Limonade bekommen? Lutscher? Götterspeise? Schokoladenpudding?

Weil es so ein bescheuertes, gottverdammtes Idiotenland war. Alle jungen Frauen tranken Wasser in derart rauen Mengen, dass es ihnen aus den Ohren herauskam, weil sie glaubten, es wäre »nahrhaft« und »wohltuend«, aber die einzige Wirkung des Wassers bestand darin, die Zahl junger Inkontinenter im Land in die Höhe schießen zu lassen. Die Kinder aßen Vollkornnudeln und Vollkornbrot und alle möglichen seltsamen, groben Reissorten, die ihre Mägen nicht vollständig verdauen konnten, aber das spielte keine Rolle, denn es war »nahrhaft«, es war »wohltuend«, es war »gesund«. Oh,

sie verwechselten Essen mit Geist, sie dachten, sie könnten sich zu besseren Menschen essen, ohne zu begreifen, dass essen eins ist, die Vorstellungen, die das Essen weckt, etwas anderes. Und sprach man das aus, sagte man etwas in dieser Richtung, war man entweder reaktionär oder bloß ein Norweger, will sagen, ein Mensch, der zehn Jahre zurücklag.

»Ich will nichts«, sagte Vanja. »Ich habe keinen Hunger.«

»Gut, dann eben nicht«, sagte ich. »Aber sieh mal hier. Hast du gesehen? Da liegt ein Zug. Wollen wir eine Bahn für ihn bauen?«

Sie nickte, und wir setzten uns unmittelbar hinter den anderen Kindern auf den Fußboden. Ich begann, Holzschienen in einem Halbkreis aneinanderzulegen und half gleichzeitig Vanja, ihre an die richtigen Stellen zu legen. Heidi war in das andere Zimmer gewechselt, wo sie an den Regalen entlangging und alles musterte, was sich in diesen befand. Wenn die Bewegungen der beiden Jungen wüster wurden, drehte sie sich jedes Mal um und sah sie an.

Erik legte endlich eine Platte auf und drehte lauter. Klavier, Bass und ein Gewirr von Schlaginstrumenten, wie sie ein bestimmter Typ von Jazzschlagzeugern liebt – die Steine gegeneinander klopfen oder sich anderweitig Materialien in der Umgebung zunutze machen. In meinen Augen war dies manchmal nichts, manchmal lächerlich. Ich hasste es, wenn in Jazzkonzerten applaudiert wurde.

Erik nickte leicht mit dem Kopf, ehe er sich umdrehte, mir zuzwinkerte und Richtung Küche ging. Im selben Moment klingelte es an der Tür. Es waren Linus und sein Sohn Achilles. Linus, der einen Portionsbeutel Schweden-Tabak unter der Oberlippe hatte, trug eine schwarze Hose und ein dunkles Jackett, darunter ein weißes Hemd. Die blonden Haare waren ein wenig ungeordnet, die Augen, die in die Wohnung schauten, ehrlich und naiv.

»Hi!«, sagte er. »Wie geht's, wie steht's?«

»Gut«, sagte ich. »Und bei dir?«

»Es muss.«

Achilles, der klein war und große, dunkle Augen hatte, zog Jacke und Schuhe aus, während er zu den Kindern hinter mir hinüberstarrte. Kinder sind wie Hunde, sie entdecken immer ihresgleichen in der Menschenmenge. Vanja sah ihn auch an. Er war ihr Liebling, ihn hatte sie auserwählt, Alexanders Rolle zu übernehmen. Als er fertig war, ging er jedoch schnurstracks zu den anderen Kindern, und Vanja konnte nichts tun, um ihn daran zu hindern. Linus schob sich zur Küche, und der lüsterne Ausdruck, den ich in seinen Augen zu erkennen meinte, konnte nur von der Vorfreude darauf herrühren, ein bisschen plaudern zu dürfen.

Ich stand auf und schaute zu Heidi hinüber. Sie saß neben der Yucca-Palme unter dem Fenster und legte die Erde im Topf in kleinen Haufen auf den Fußboden. Ich ging zu ihr, hob sie hoch, schaufelte möglichst viel Erde mit den Händen zurück und ging in die Küche, um einen Lappen oder etwas Ähnliches zu suchen. Vanja folgte mir. Als wir hereinkamen, kletterte sie auf Lindas Schoß. Im anderen Zimmer fing Heidi an zu weinen. Linda sah mich fragend an.

»Ich gehe sofort zu ihr«, sagte ich. »Ich muss nur noch etwas zum Aufwischen finden.«

An der Arbeitsfläche war viel Betrieb, offenbar wurde eine Mahlzeit zubereitet, und statt mich dazwischen zu drängen, ging ich in die Toilette, rollte eine Handvoll Toilettenpapier ab, befeuchtete es unter dem Wasserhahn und kehrte zum Aufwischen ins Zimmer zurück. Heidi, die immer noch weinte, hob ich hoch und trug sie ins Bad, um ihre Hände zu waschen. Zappelnd wand sie sich in meinem Griff.

»Ist ja gut, hübsches Mädchen«, sagte ich. »Wir sind gleich fertig. Nur noch ein bisschen. So!«

Als wir wieder herauskamen, versiegten ihre Tränen, aber sie war trotzdem nicht richtig zufrieden und wollte nicht abgesetzt werden, sondern auf meinem Arm bleiben. Im Zimmer stand Robin mit verschränkten Armen und beobachtete seine Tochter Theresa, die nur ein paar Monate älter war als Heidi, aber schon in langen Sätzen sprechen konnte.

»Und?«, sagte er. »Schreibst du gerade an etwas?«

»Ja, ein bisschen«, sagte ich.

»Schreibst du eigentlich zu Hause?«

»Ja, ich habe ein Arbeitszimmer.«

»Ist das nicht kompliziert? Ich meine, bekommst du keine Lust, fernzusehen oder zu waschen oder so, statt zu schreiben?«

»Es klappt eigentlich ganz gut. Ich habe ein bisschen weniger Zeit als in einem Büro, aber ...«

»Ja, das stimmt natürlich«, sagte er.

Er hatte blonde, halblange Haare, die sich im Nacken lockten, klare, blaue Augen, eine flache Nase, breite Wangen. Besonders kräftig war er nicht, aber auch nicht schwächlich. Er kleidete sich, als wäre er Mitte zwanzig, obwohl er Ende dreißig war. Ich hatte keine Ahnung, was er dachte, ich wusste nichts darüber, was in ihm vorging, gleichwohl war nichts Rätselhaftes an ihm. Im Gegenteil, sein Gesicht und seine Ausstrahlung erweckten den Eindruck von Offenheit. Trotzdem war da etwas, spürte ich, der Schatten von etwas anderem. Beruflich widmete er sich der Integration von Flüchtlingen in der Kommune, hatte er mir einmal erzählt, und nach ein paar weiterführenden Fragen dazu, wie viele Flüchtlinge hier aufgenommen wurden und so weiter, ließ ich das Thema fallen, weil meine Ansichten und Sympathien so weit von der Norm entfernt waren, für die er meiner Vermutung nach stand, dass dies früher oder später sichtbar werden musste, woraufhin ich je nachdem entweder als der

Böse oder als der Dumme dastehen würde, wozu ich keinen Grund sah.

Vanja, die etwas abseits der anderen Kinder auf dem Fußboden saß, schaute zu uns herüber. Ich setzte Heidi ab, worauf Vanja nur gewartet zu haben schien, denn im selben Moment stand sie auf und kam zu uns, nahm Heidis Hand und führte sie zu dem Regal voller Spielsachen, wo sie Heidi die Holzschnecke mit den Fühlern reichte, die sich drehten, wenn man sie schob.

»Guck mal, Heidi!«, sagte sie, nahm ihr die Schnecke wieder aus der Hand und setzte sie auf den Fußboden. »Du ziehst so an der Schnur. Dann dreht sie sich. Verstehst du?«

Heidi griff nach der Leine und zerrte daran. Die Schnecke kippte um.

»Nein, nicht so«, sagte Vanja. »Ich zeig's dir.«

Sie richtete die Schnecke wieder auf und zog sie vorsichtig ein paar Meter.

»Ich habe eine kleine Schwester«, rief sie lauthals in den Raum hinein. Robin war zum Fenster gegangen, wo er auf den Hinterhof hinunterstarrte. Stella, die energisch und wahrscheinlich ganz besonders lebhaft war, weil es ihre Geburtstagsfeier war, rief aufgeregt etwas, was ich nicht verstand, zeigte auf eines der beiden kleineren Mädchen, das ihr die Puppe gab, die sie auf dem Arm gehalten hatte, holte einen kleinen Wagen, legte die Puppe hinein und schob ihn in den Flur. Achilles hatte sich Benjamin angeschlossen, einem Jungen, der ein halbes Jahr älter war als Vanja und meistens hochkonzentriert über irgendetwas hockte, einer Zeichnung oder einem Berg Legosteine oder einem Piratenschiff mit Seeräuberfiguren. Er war fantasievoll, selbständig und lieb, und saß nun mit Achilles zusammen und baute die Eisenbahn weiter, die Vanja und ich angefangen hatten. Die beiden kleineren Mädchen liefen Stella hinterher. Heidi quengelte. Sie hatte be-

stimmt Hunger. Ich ging in die Küche und setzte mich neben Linda.

»Gehst du ein bisschen zu den beiden?«, sagte ich. »Ich glaube, Heidi hat Hunger.«

Sie nickte, legte flüchtig ihre Hand auf meine Schulter und stand auf. Ich benötigte einige Sekunden, um mich in den beiden Gesprächen zurechtzufinden, die am Tisch geführt wurden. In dem einen ging es um Carsharing, in dem zweiten um Autos, und ich erkannte, dass die Gespräche sich gerade erst aufgespalten haben mussten. Hinter den Fenstern herrschte kompakte Dunkelheit, die Küche war spärlich beleuchtet, die Falten in den schwedischen Gesichtern lagen im Schatten, die Augen leuchteten im Lichtschein der Kerzen. Erik und Frida und eine Frau, deren Name mir entfallen war, standen an der Arbeitsfläche, kehrten den anderen den Rücken zu und bereiteten das Essen vor. Die zärtlichen Gefühle für Vanja hatten mich vollkommen ausgefüllt. Aber ich konnte ihr nicht helfen. Ich sah denjenigen an, der gerade das Wort führte, lächelte still, wenn eine witzige Bemerkung fallen gelassen wurde, nippte an dem Glas Rotwein, das jemand an meinen Platz gestellt hatte.

Mir gegenüber saß der Einzige, der sich von den anderen abhob. Sein Gesicht war groß, die Wangen pockennarbig, die Gesichtszüge grob, die Augen intensiv. Seine Hände auf der Tischplatte waren mächtig. Er trug ein Hemd im Stil der fünfziger Jahre und eine Jeans, die an den Beinen umgeschlagen war. Seine Haare waren ebenfalls wie in den Fünfzigern, und er hatte einen Backenbart. Aber es war seine Ausstrahlung, die ihn so anders machte, dass man sich seiner Gegenwart am Tisch so bewusst war, obwohl er kaum etwas sagte.

In Stockholm war ich einmal auf einer Party gewesen, zu der auch ein Boxer gekommen war. Er saß ebenfalls in der Küche, und seine körperliche Präsenz war genauso greifbar

gewesen und flößte mir ein klares, aber unangenehmes Gefühl von Unterlegenheit ein. Dass ich ihm unterlegen war. Der Abend sollte mein Gefühl dann in seltsamer Weise bestätigen. Die Party fand bei Cora statt, einer Freundin Lindas, und ihre Wohnung war klein, so dass überall Leute standen und sich unterhielten. Die Anlage im Wohnzimmer spielte Musik. Die Straßen waren schneebedeckt. Linda war hochschwanger, es würde vermutlich die letzte Party sein, auf die wir gehen konnten, bevor das Kind kommen und alles verändern würde, und obwohl sie müde war, wollte sie deshalb versuchen, ein wenig zu bleiben. Ich trank etwas Wein und unterhielt mich mit Thomas, einem Fotografen und Freund Geirs; Cora kannte ihn über ihre Mitbewohnerin, eine Lyrikerin, die in Biskops-Arnö Coras Mentorin gewesen war. Linda saß auf einem Stuhl, den sie wegen ihres Bauchs ein Stück herausgezogen hatte, sie lachte und war fröhlich, und das Insichgekehrte und Schwachglühende, was sie in den letzten Monaten bekommen hatte, nahm außer mir wahrscheinlich keiner wahr. Nach einer Weile stand sie auf und ging hinaus, ich lächelte ihr zu und wandte meine Aufmerksamkeit danach erneut Thomas zu, der etwas über die Gene von Rothaarigen sagte, die an dem Abend auffallend häufig vertreten waren.

Irgendwo klopfte jemand.

»Cora!«, hörte ich. »Cora!«

War das Linda?

Ich stand auf und ging in den Flur.

Jemand klopfte von innen gegen die Badezimmertür.

»Bist du das, Linda?«, sagte ich.

»Ja«, sagte sie. »Ich glaube, die Tür hat sich verklemmt. Kannst du bitte Cora holen? Dafür gibt es bestimmt irgendeinen Trick.«

Ich ging ins Wohnzimmer und tippte Cora, die in der einen

Hand einen Teller mit Essen und in der anderen ein Glas Rotwein hielt, auf die Schulter.

»Linda hat sich im Badezimmer eingeschlossen«, sagte ich.

»Oh nein!«, sagte sie, setzte Glas und Teller ab und eilte hinaus. Die beiden berieten sich eine Weile durch die verschlossene Tür, und Linda versuchte, die Anweisungen zu befolgen, die sie bekam, aber es half alles nichts, die Tür war und blieb verschlossen. Alle in der Wohnung hatten mittlerweile mitbekommen, was los war, und es herrschte eine zugleich muntere und erregte Stimmung, eine ganze Gruppe stand im Flur zusammen und gab Linda im Badezimmer Ratschläge, während Cora, ängstlich und verwirrt, laufend wiederholte, dass Linda hochschwanger war und wir irgendetwas tun mussten. Schließlich wurde entschieden, einen Schlosser zu rufen. Während wir auf ihn warteten, stand ich vor der Tür und sprach mit Linda dahinter, und mir war zum einen unangenehm bewusst, dass alle hörten, was ich sagte, zum anderen aber auch mein Mangel an Tatkraft. Konnte ich nicht einfach die Tür eintreten und sie da rausholen? Einfach so?

Ich hatte noch nie eine Tür eingetreten und wusste nicht, wie stabil diese hier sein mochte. Falls der Tritt keine Wirkung zeigen sollte, wie dumm würde ich dann dastehen?

Eine halbe Stunde später traf der Schlosser ein. Er legte eine Leinentasche mit Werkzeug auf den Fußboden und begann, an dem Schloss zu werkeln. Er war klein, trug eine Brille und hatte den Ansatz einer Glatze, sprach nicht mit den Menschen, die ihn umringten, sondern versuchte es mit einem Werkzeug nach dem anderen, ohne dass es etwas nützte, die Tür blieb trotz allem verschlossen. Am Ende gab er auf und sagte zu Cora, es gehe nicht, diese Tür bekomme er einfach nicht auf.

»Und was sollen wir jetzt tun?«, sagte Cora. »Sie ist hochschwanger!«

Er zuckte mit den Schultern.

»Ihr werdet sie eintreten müssen«, antwortete er und begann, sein Werkzeug zusammenzupacken.

Wer sollte sie eintreten?

Das würde ich dann wohl übernehmen müssen, ich war Lindas Mann, es war meine Verantwortung.

Das Herz in meiner Brust pochte.

Sollte ich das tun? Vor den Augen aller einen Schritt zurücktreten und mit voller Wucht zutreten?

Und wenn die Tür sich nicht vom Fleck rührte? Oder aufschlug und Linda traf?

Sie musste in einer Ecke Zuflucht suchen.

Ich atmete ein paar Mal tief durch, aber das half mir nicht, innerlich zitterte ich weiter. In dieser Weise die Aufmerksamkeit aller auf mich zu ziehen, war für mich ganz furchtbar. Dass ich dabei Gefahr lief zu scheitern, machte die Sache nur noch schlimmer.

Cora schaute sich um.

»Wir müssen die Tür eintreten«, sagte sie. »Wer könnte das tun?«

Der Schlosser verließ die Wohnung. Wenn ich es tun wollte, musste ich jetzt vortreten.

Aber ich konnte mich einfach nicht dazu durchringen.

»Micke«, sagte Cora. »Er ist Boxer.«

Sie wollte zu ihm ins Wohnzimmer gehen.

»Ich kann ihn ja fragen«, sagte ich. Damit überspielte ich immerhin das Demütigende an der Situation, denn damit sagte ich ihm offen, als Lindas Mann, dass ich es nicht wagte, die Tür einzutreten, aber ihn als Boxer und Hüne bat, es für mich zu tun.

Er stand mit einem Bier in der Hand am Fenster und unterhielt sich mit zwei jungen Frauen.

»Hallo, Micke«, sagte ich.

Er sah mich an.

»Sie ist immer noch im Bad eingesperrt. Der Schlosser hat die Tür nicht aufbekommen. Meinst du, du könntest sie vielleicht eintreten?«

»Klar«, sagte er und sah mich einen Augenblick an, ehe er seine Flasche abstellte und in den Flur ging. Ich folgte ihm. Als er kam, machten die Leute Platz.

»Bist du da drin?«, sagte er.

»Ja«, antwortete Linda.

»Geh so weit von der Tür weg, wie du kannst. Ich trete sie jetzt ein.«

»Okay«, sagte Linda.

Er wartete kurz. Dann hob er den Fuß und trat so kraftvoll gegen die Tür, dass das ganze Schloss herausgeschlagen wurde. Holzspäne stoben durch die Luft.

Als Linda auftauchte, applaudierte jemand.

»Du Ärmste«, sagte Cora. »Es tut mir so leid. Dass das aber auch ausgerechnet dir passieren muss, und auch noch jetzt ...«

Micke drehte sich um und ging.

»Wie geht es dir?«, fragte ich.

»Gut«, antwortete Linda. »Aber ich glaube, wir sollten vielleicht bald nach Hause gehen.«

»Sicher«, sagte ich.

Im Wohnzimmer wurde die Musik ausgeschaltet, zwei Frauen Anfang dreißig wollten ihre theatralischen Gedichte lesen, ich gab Linda ihre Jacke, zog meine eigene an und verabschiedete mich von Cora und Thomas. In mir brannte die Scham, aber der letzte Akt stand noch aus, denn ich musste mich bei Micke bedanken und bahnte mir einen Weg durch die Lyrik-Zuhörer und blieb vor ihm am Fenster stehen.

»Vielen Dank«, sagte ich. »Du hast sie gerettet.«

»Ach Unsinn«, erwiderte er und zog seine mächtigen Schultern hoch. »Das war doch nicht der Rede wert.«

Auf dem Heimweg im Taxi sah ich Linda kaum an. Ich war

nicht tätig geworden, als es erforderlich war, sondern so feige gewesen, dass ich das Feld einem anderen Mann überließ, und all das lag in meinem Blick. Ich war ein jämmerlicher Wicht.

Als wir im Bett lagen, wollte sie wissen, was los sei. Ich sagte ihr, dass ich mich schämte, weil ich die Tür nicht eingetreten hatte. Sie sah mich erstaunt an. Der Gedanke war ihr nie gekommen. Warum hätte ich das tun sollen? Dafür war ich doch gar nicht der Typ?

Der Mann, der nun auf der anderen Seite des Tisches saß, hatte eine ähnliche Ausstrahlung wie jener Boxer in Stockholm. Es hing nicht mit Körpergröße oder Muskelmasse zusammen, denn obwohl einige der Menschen hier durchtrainierte und kräftige Oberkörper hatten, wirkten sie gleichwohl leicht, ihre Präsenz im Raum war flüchtig und unwichtig wie die eines zufälligen Gedankens, es war etwas anderes, und wenn ich ihm begegnete, zog ich jedes Mal den Kürzeren und sah mich als den gehemmten und schwachen Mann, der ich war, der dieses Leben in der Welt der Worte lebte. Darüber grübelte ich nach, während ich in unregelmäßigen Abständen zu ihm hinübersah und gleichzeitig mit einem Ohr dem laufenden Gespräch lauschte. Mittlerweile ging es um unterschiedliche pädagogische Ansätze und welche Schulen sich die Einzelnen für ihre Kinder vorstellten. Nach einem kleinen Intermezzo, währenddessen Linus von einem Sporttag erzählte, bei dem er dabei gewesen war, wandte sich die Unterhaltung Immobilienpreisen zu. Man hielt fest, dass sie in den letzten Jahren steil angestiegen waren, in Stockholm allerdings stärker als hier, und dass es wahrscheinlich nur eine Frage der Zeit war, bis sich der Trend umkehrte, möglicherweise würden die Preise sogar ebenso jäh fallen, wie sie gestiegen waren. Daraufhin drehte sich Linus zu mir um.

»Wie sind denn eigentlich die Immobilienpreise in Norwegen?«, sagte er.

»Ähnlich wie hier«, antwortete ich. »Oslo ist genauso teuer wie Stockholm. Und in der Provinz ist es dann ein bisschen billiger.«

Er sah mich noch einen Moment für den Fall an, dass ich die Möglichkeit, die er mir bot, mich in das Gespräch einzuschalten, weiter nutzen wollte. Als das jedoch nicht der Fall war, wandte er sich wieder um und sprach weiter. Das Gleiche hatte er bei der ersten Versammlung gemacht, an der wir teilnahmen, damals jedoch mit dem Ansatz eines kritischen Untertons, denn als sich das Treffen seinem Ende zuneigte und Linda und ich immer noch nichts gesagt hatten, erklärte er, alle sollten ihre Meinung äußern, darum gehe es bei einer Elterninitiative ja gerade. Ich hatte keine Ahnung, welche Meinung ich zu den Themen hatte, die diskutiert wurden, und so blieb es Linda überlassen, leicht errötend, im Namen der Familie, Für und Wider abzuwägen, während die Versammlung sie geschlossen anstarrte. Es ging zunächst einmal darum, ob der Kindergarten den angestellten Koch entlassen sollte, um stattdessen ein Cateringunternehmen zu engagieren, was billiger war, und in einem nächsten Schritt darum, für welche Art von Essen man sich dann entscheiden sollte. *Der Luchs* war eigentlich ein vegetarischer Kindergarten, aus diesem Grund war er seinerzeit gegründet worden, aber mittlerweile waren nur noch zwei Elternpaare Vegetarier, und da die Kinder nicht besonders viel von den zahlreichen Gemüsevarianten hielten, die ihnen vorgesetzt wurden, überlegten viele Eltern, ob man das Prinzip nicht ebenso gut aufgeben konnte. Die Diskussion dauerte stundenlang und graste das Thema ab wie ein Fangnetz den Meeresboden. So wurde der Fleischgehalt in unterschiedlichen Wurstsorten herangezogen; es war *eine* Sache, dass die Prozentzahl auf den Würstchen, die man in Geschäften kaufte, aufgedruckt war, etwas anderes jedoch war es bei den Würstchen, die der Cateringservice benutzte, denn woher

sollte man wissen, wie hoch ihr Fleischgehalt war? Ich dachte, Würstchen seien Würstchen, ahnte nichts von dieser Welt, die sich an jenem Abend vor meinen Augen auftat, vor allem nicht, dass es Menschen gab, die sich derart in sie vertieften. War ein Koch, der in der Küche Essen zubereitete, für die Kinder nicht toll?, dachte ich, sagte es aber nicht, und nach einer Weile keimte in mir die Hoffnung, dass die ganze Diskussion vorübergehen würde, ohne dass wir etwas sagen mussten, bis Linus dann seinen zugleich durchtriebenen und naiven Blick auf uns richtete.

Im Wohnzimmer ertönte Heidis Weinen. Ich dachte erneut an Vanja. Normalerweise löste sie Situationen wie diese dadurch, exakt dasselbe zu tun wie die anderen. Zogen sie einen Stuhl heraus, zog sie auch einen Stuhl heraus, setzten sie sich, setzte sie sich auch, lachten sie, dann lachte sie, selbst wenn sie nicht verstand, worüber die anderen lachten. Liefen sie im Kreis herum und riefen einen Namen, lief sie im Kreis herum und rief einen Namen. Das war ihre Methode. Aber Stella hatte sie durchschaut. Als ich einmal zufällig dort war, hatte ich sie sagen hören: *Du machst uns nur nach! Du bist ein Papagei! Ein Papagei!* Das hatte sie zwar nicht davon abgehalten weiterzumachen, denn dafür hatte sich ihre Methode als zu erfolgreich erwiesen, aber hier, wo Stella persönlich Hof hielt, hinderten sie diese Worte wahrscheinlich daran. Dass ihr bewusst war, worum es ging, wusste ich. Mehrfach hatte sie das Gleiche Heidi vorgeworfen, sie mache ihr alles nur nach und sei ein Papagei.

Stella war anderthalb Jahre älter als Vanja, die sie maßlos bewunderte. Wenn sie mitmachen durfte, dann nur, wenn Stella Gnade walten ließ, und so erging es allen im Kindergarten. Sie war ein schönes Kind, hatte blonde Haare und große Augen, war immer gut und durchdacht gekleidet, und die Ansätze von Grausamkeit, die sie aufwies, waren nicht schlim-

mer oder besser als die von anderen Kindern auch, die an der Spitze der Hierarchie standen. Das war nicht der Grund dafür, dass ich Probleme mit ihr hatte. Problematisch fand ich vielmehr, wie sehr ihr bewusst war, welchen Eindruck sie auf Erwachsene machte, und die Art, wie sie ihren Charme und ihre reine Unschuld ausspielte. Während meines Pflichtdienstes im Kindergarten hatte ich darauf keine Rücksicht genommen. Ganz gleich, mit welch leuchtenden Augen sie mich ansah, wenn sie um etwas bat, ich reagierte desinteressiert, was sie naturgemäß verwirrte und zu weiteren Versuchen anspornte, bei mir ihren Charme spielen zu lassen. Als sie uns einmal nach dem Kindergarten in den Park begleitete und neben Vanja im Doppelbuggy saß, während ich Heidi auf dem einen Arm trug und die beiden mit dem anderen schob, sprang sie ein paar hundert Meter vor dem Parkgelände heraus und wollte das letzte Stück laufen, worauf ich scharf reagierte, sie zurückrief und ihr streng erklärte, dass sie brav im Wagen sitzen bleiben müsse, bis wir angekommen seien, hier führen Autos, ob sie das nicht sehe? Sie guckte mich fragend an, diesen Ton war sie offensichtlich nicht gewöhnt, und obwohl ich mit der Art, in der ich die Situation bewältigt hatte, unzufrieden war, dachte ich doch auch, dass ein *Nein* nicht das Schlechteste war, was diesem Geschöpf widerfahren konnte. Aber sie hatte sich die Sache gemerkt, denn als ich die beiden eine halbe Stunde später an den Füßen hielt und sie, zu ihrer grenzenlosen Freude, im Kreis schwingen ließ, um anschließend auf die Knie zu gehen und mit ihnen zu raufen, was Vanja liebte, vor allem, Anlauf zu nehmen und mich im Gras umzustößen, trat Stella mich stattdessen gegen das Bein, und das ging einmal, das ging zwei Mal, aber als sie es zum dritten Mal machte, sagte ich ihr, das tut weh, Stella, hör auf damit, worauf sie selbstverständlich keine Rücksicht nahm, denn jetzt war die Sache spannend geworden, und sie trat mich wie-

der, dabei laut lachend, und Vanja, die immer ihrem Beispiel folgte, lachte ebenfalls laut, woraufhin ich aufstand, sie an der Taille packte und aufsetzte. »Hör mal, du kleiner Hosenscheißer«, hätte ich am liebsten gesagt, und hätte es mit Sicherheit auch gesagt, wenn ihre Mutter nicht eine halbe Stunde später vorbeigekommen wäre, um sie abzuholen. »Hör mal, Stella«, sagte ich stattdessen hart und gereizt und sah ihr dabei in die Augen. »Wenn ich Nein sage, meine ich Nein. Hast du mich verstanden?« Sie schaute nach unten, wollte nicht antworten. Ich hob ihr Kinn an. »Hast du mich verstanden?«, sagte ich erneut. Sie nickte, und ich ließ sie los. »Dann setze ich mich jetzt auf die Bank da drüben. Ihr müsst alleine spielen, bis deine Mutter kommt.« Vanja sah mich verwirrt an, lachte dann aber und zog an Stella. Für sie waren Szenen wie diese ganz alltäglich. Glücklicherweise vergaß Stella die Sache sofort wieder, denn ich befand mich wirklich auf dünnem Eis, was in aller Welt hätte ich tun sollen, wenn sie angefangen hätte zu weinen oder zu schreien? Stattdessen lief sie mit Vanja zu dem großen »Zug«, in dem es vor anderen Kindern nur so wimmelte. Als ihre Mutter kam, hielt sie zwei Pappbecher mit Caffè Latte in der Hand. Normalerweise wäre ich bei ihrem Erscheinen sofort aufgebrochen, aber als sie mir den Pappbecher reichte, blieb mir nichts anderes übrig, als mich hinzusetzen und ihr zuzuhören, während sie, in die tiefstehende Novembersonne blinzelnd, über ihre Arbeit sprach, und ich mit einem Auge die Kinder beaufsichtigte.

Die Woche, in der ich meinen Pflichtdienst im Kindergarten absolvierte und dort im Prinzip wie ein normaler Angestellter arbeitete, war ungefähr verlaufen, wie es zu erwarten gewesen war; ich hatte früher häufig in Betreuungseinrichtungen gejobbt und erledigte alle wiederkehrenden Arbeiten in einem Tempo, das die Erzieher von den Eltern nicht gewohnt zu sein schienen, und gleichzeitig hatte ich auch nichts dage-

gen einzuwenden, Kinder aus- und anzuziehen, ihre Windeln zu wechseln und sogar mit ihnen zu spielen, wenn es erforderlich war. Die Kinder reagierten natürlich ganz unterschiedlich auf meine Anwesenheit. Eines von denen, die keine Freunde hatten, ein weißhaariger, etwas ungelinker Junge, wollte beispielsweise ständig auf meinen Schoß klettern, um etwas vorgelesen zu bekommen oder einfach nur darauf zu sitzen. Mit einem anderen spielte ich eine halbe Stunde, nachdem die anderen schon gegangen waren, da sich seine Mutter verspätete, aber er vergaß es, während wir mit dem Piratenschiff spielten und ich zu seiner Freude immer neue Elemente wie Haie und angreifende Schiffe und Brände einführte. Ein dritter, der älteste Junge, fand hingegen den Weg zu einer meiner Schwachstellen, als er den Schlüsselbund aus meiner Tasche zog, während wir bei Tisch saßen und essen wollten. Schon dass ich ihn nicht aufhielt, obwohl ich wütend wurde, führte dazu, dass er sie aufspürte. Erst fragte er mich, ob an dem Bund ein Autoschlüssel sei. Als ich verneinend den Kopf schüttelte, wollte er wissen, warum nicht. Ich habe kein Auto, sagte ich. Warum nicht?, wollte er wissen. Ich habe keinen Führerschein, sagte ich. Du kannst nicht Auto fahren?, fragte er. Bist du nicht erwachsen?, fragte er. Alle Erwachsenen können doch Auto fahren? Daraufhin ließ er den Schlüsselbund unter meiner Nase klirren. Ich ließ ihn gewähren und dachte, dass er sicher bald aufhören würde, aber das wollte er nicht, im Gegenteil, er machte weiter. Ich habe deine Schlüssel, sagte er. Und du kriegst sie nicht. Er schüttelte und schüttelte sie unter meiner Nase. Die anderen Kinder sahen uns genauso an wie die drei Erwachsenen vom Personal. Ich machte den Fehler zu versuchen, sie ihm blitzschnell abzunehmen. Als es ihm gelang, sie wegzuziehen, lachte er laut und höhnisch. Ha ha, das schaffst du nicht, du kriegst sie nicht!, sagte er. Also versuchte ich wieder, mir nichts anmerken zu lassen. Er begann,

mit dem Bund auf den Tisch zu schlagen. Hör auf damit, sagte ich. Er grinste mich nur frech an und machte weiter. Einer der Angestellten bat ihn aufzuhören. Daraufhin hielt er inne, ließ die Schlüssel aber weiter an seiner Hand baumeln. Die kriegst du nie, sagte er. Dann schaltete sich plötzlich Vanja ein.

»Gib meinem Papa die Schlüssel!«, sagte sie.

Was war denn das jetzt für eine Situation?

Ich ließ mir nichts anmerken, beugte mich erneut über meinen Teller und aß weiter. Aber dieser kleine Teufel hörte nicht auf, mich zu reizen. Klingel, klingel. Ich beschloss, ihn in Ruhe zu lassen, bis wir gegessen hatten. Trank mit seltsam erhitztem Kopf wegen so einer Lappalie einen Schluck Wasser. War es das, was Olaf, der Leiter des Kindergartens, sah? Jedenfalls wies er Jocke unvermittelt an, mir die Schlüssel zurückzugeben. Was Jocke auch ohne weiteres tat.

Während meines gesamten Lebens als Erwachsener habe ich mich von anderen Menschen ferngehalten, das ist meine Methode gewesen, mich durchzuschlagen, und das habe ich natürlich getan, weil ich anderen Menschen in Gedanken und mit meinen Gefühlen so unerhört nahe komme, es reicht schon, dass sie nur eine Sekunde abweisend wegschauen, um in meinem Inneren einen Sturm losbrechen zu lassen. Diese Nähe gilt natürlich auch im Zusammensein mit Kindern und sorgt dafür, dass ich mich zu ihnen setzen und mit ihnen spielen kann, aber da ihnen die Firnis der Erwachsenen aus Höflichkeit und Anstand vollkommen abgeht, heißt dies auch, dass sie ungehindert hinter die äußere Erscheinung meines Charakters gelangen können, um dort nach Belieben zu wüten. Wenn es erst einmal losging, war meine rein körperliche Macht das Einzige, was ich ihnen entgegensetzen hatte, jedoch nicht einsetzen konnte, oder aber so zu tun, als wäre es mir egal, was vielleicht der beste Weg war, worauf ich mich jedoch nicht sonderlich gut verstand, da Kinder, zumindest die

aufgewecktesten unter ihnen, augenblicklich entdeckten, wie unwohl ich mich in ihrer Gegenwart fühlte.

Oh, wie unwürdig das war!

Plötzlich wurde alles auf den Kopf gestellt. Ich, dem es völlig egal war, in welchen Kindergarten Vanja ging, der nur wollte, dass dieser sie für mich betreute, damit ich täglich ein paar Stunden in Ruhe arbeiten konnte, ohne zu erfahren, was ihr widerfuhr oder wie es ihr ging, ich, der ich keine Nähe in meinem Leben wollte, der gar nicht genug Distanz bekommen, nicht lange genug allein sein konnte, musste dort auf einmal eine Woche als Angestellter verbringen und mich intensiv mit allem beschäftigen, was vorging, ohne dass es dabei geblieben wäre, denn wenn man seine Kinder brachte oder holte, war es üblich, ein paar Minuten im Spiel- oder Esszimmer oder wo sie sich gerade aufhielten zuzubringen, um sich mit den anderen Eltern zu unterhalten, eventuell auch ein bisschen mit den Kindern zu spielen, und das jeden einzelnen Werktag... In der Regel machte ich kurzen Prozess, nahm Vanja mit und zog sie an, ehe jemand entdeckte, was vorging, aber manchmal wurde ich im Flur erwischt, und es wurde eine Konversation eingeleitet, und schwuppdiwupp saß ich in den flachen, tiefen Sofas und sagte zu irgendwelchen für mich vollkommen uninteressanten Themen Ja und Amen, während die freimütigsten unter den Kindern an mir zerrten und rissen und wollten, dass ich sie hochwarf, herumtrug, im Kreis schwang, oder, wenn es sich um Jocke handelte, der im Übrigen der Sohn des Bücher liebenden und sympathischen Bankangestellten Gustav war, mich einfach nur mit spitzen Gegenständen piksten.

An einem Samstagnachmittag und -abend zusammengepfercht an einem Tisch zu sitzen und mit einem bemühten, aber höflichen Lächeln um den Mund Gemüse zu essen, war Teil derselben Verpflichtung.

An der Arbeitsfläche hob Erik einen Stapel Teller aus dem Schrank, während Frida Messer und Gabeln abzählte. Ich trank noch einen Schluck Wein und merkte, wie hungrig ich war. Im Türrahmen blieb rot und mit leicht verschwitztem Gesicht Stella stehen.

»Gibt es jetzt die Torte?«, rief sie.

Frida drehte sich um.

»Bald, mein Herz. Aber vorher wollen wir noch etwas Richtiges essen.«

Ihre Aufmerksamkeit verschob sich von dem Kind auf die Erwachsenen am Tisch.

»Jetzt gibt es was zu essen«, sagte sie. »Ihr nehmt euch am besten selbst. Hier sind Teller und Besteck. Für eure Kinder könnt ihr euch auch etwas nehmen.«

»Ah, jetzt habe ich aber auch Hunger«, sagte Linus und stand auf. »Was gibt es denn alles?«

Ich hatte vorgehabt, sitzen zu bleiben, bis die meisten sich genommen hatten, aber als ich sah, womit Linus zurückkam, Bohnen, Salat, der unvermeidliche Couscous und ein warmes Hauptgericht, das nach einem Kichererbsenauflauf aussah, stand ich auf und ging ins Wohnzimmer.

»In der Küche gibt es was zu essen«, sagte ich zu Linda, die sich mit Mia unterhielt, Vanja an ihren Beinen und Heidi auf dem Arm. »Wollen wir tauschen?«

»Ja, von mir aus gern«, sagte Linda. »Ich habe einen Mordshunger.«

»Können wir jetzt nach Hause gehen?«, sagte Vanja.

»Aber jetzt gibt es was zu essen«, sagte ich. »Und hinterher bekommt ihr Kuchen. Soll ich dir etwas zu essen holen?«

»Ich will nichts«, sagte sie.

»Ich hole dir trotzdem mal ein bisschen«, sagte ich und nahm Heidi auf den Arm. »Und dich nehme ich mit.«

»Heidi hat übrigens eine Banane gegessen«, sagte Linda.
»Aber sie will bestimmt auch noch was essen.«

»Komm, Theresa, wir gehen dir etwas zu essen holen«, sagte Mia zu ihrer Tochter.

Ich folgte ihnen in die Küche, hob Heidi hoch und stellte mich in die Schlange. Sie legte den Kopf an meine Schulter, was sie nur tat, wenn sie müde war. Das Hemd klebte an meiner Brust. Jedes Gesicht, das ich sah, jeder Blick, dem ich begegnete, jede Stimme, die ich hörte, hingte sich wie Blei an mich. Wenn ich etwas gefragt wurde oder selber eine Frage stellte, kam es mir vor, als müsste sie freigesprengt werden. Heidi machte die Sache leichter, sie bei mir zu haben, war eine Art Schutzwall, weil ich etwas hatte, womit ich mich beschäftigen konnte, und weil ihre Gegenwart die Aufmerksamkeit der anderen ablenkte. Sie lächelten Heidi an, fragten, ob sie müde sei, strichen ihr über die Wange. Ein Großteil von Heidis Beziehung zu mir gründete darauf, dass ich sie trug. Das war das Fundament unseres Verhältnisses. Sie wollte immer getragen werden, wollte niemals gehen, streckte die Arme in die Höhe, sobald ich ihr ins Auge fiel, und lächelte jedes Mal zufrieden, wenn sie auf dem Arm sein durfte. Und mir gefiel es, sie bei mir zu haben, dieses kleine, knubbelige Geschöpf mit den großen Augen und dem gierigen Mund.

Ich füllte den Teller mit ein paar Bohnen, zwei Löffeln Kichererbsenauflauf und etwas Couscous und trug ihn ins Wohnzimmer, wo alle Kinder inzwischen mit einigen assistierenden Eltern hinter sich um den runden Tisch in der Mitte versammelt saßen.

»Ich will nichts haben«, sagte Vanja sofort, als ich den Teller vor ihr abstellte.

»Das ist schon in Ordnung«, sagte ich. »Du brauchst nichts essen, wenn du nicht willst. Aber was meinst du, will Heidi vielleicht was haben?«

Ich spießte ein paar Bohnen auf die Gabel und hob sie an ihren Mund. Sie kniff die Lippen zusammen und drehte den Kopf weg.

»Nun kommt schon«, sagte ich. »Ich weiß doch, dass ihr Hunger habt.«

»Können wir mit der Eisenbahn spielen?«, sagte Vanja.

Ich sah sie an. Normalerweise hätte sie entweder den Zug angestarrt oder zu mir hochgeblickt, meist flehend, jetzt schaute sie dagegen starr geradeaus.

»Klar«, sagte ich, hob Heidi herunter und ging zur Zimmerecke, wo ich die Knie an den Körper pressen musste, so dass sie fast bis zur Brust reichten, um zwischen den kleinen Kindermöbeln und Spielkisten Platz zu finden. Ich pflückte die Gleise auseinander und reichte Schiene für Schiene Vanja, die sie zusammenzufügen versuchte. Als ihr das nicht gelingen wollte, drückte sie die Teile mit aller Kraft gegeneinander. Ich wartete bis kurz vor dem Moment, in dem sie die Schienen wutentbrannt von sich werfen würde, und griff dann erst ein. Heidi wollte sie immer wieder auseinanderreißen, und meine Augen suchten nach etwas, was ich ihr geben konnte, um den Impuls abzuleiten. Ein Puzzle? Ein Stofftier? Ein kleines Plastikpony mit großen Wimpern und einer langen, rosafarbenen, synthetischen Mähne? Sie warf alles von sich.

»Papa, kannst du mir helfen!«, sagte Vanja.

»Na klar«, sagte ich. »Schau mal. Hier legen wir eine Brücke, dann kann der Zug über sie und unter ihr hindurch fahren. Das ist doch toll, nicht?«

Heidi griff nach dem einen Brückenklotz.

»Heidi!«, sagte Vanja.

Ich nahm ihn ihr ab, und sie fing an zu schreien. Ich hob sie hoch und stand auf.

»Ich krieg das nicht hin!«, sagte Vanja.

»Ich bin gleich wieder da. Ich bringe Heidi nur zur Mama«,

sagte ich und ging mit Heidi auf der Hüfte im Stil einer erfahrenen Hausfrau in die Küche. Linda unterhielt sich mit Gustav, dem einzigen der Luchs-Eltern, der einen guten, altherwürdigen Beruf hatte und mit dem sie sich aus irgendeinem Grund gut verstand. Er war jovial, sein Gesicht glänzte, sein kurzer, stets gut gekleideter Körper war klein und kompakt, der Hals füllig, das Kinn breit, das Gesicht rundlich, aber offen und heiter. Er unterhielt sich gerne über Bücher, die er mochte, derzeit über die von Richard Ford.

»Sie sind wirklich fantastisch«, sagte er beispielsweise. »Hast du sie gelesen? Es geht in ihnen um einen Immobilienmakler, einen ganz normalen Mann, tja, und um sein wiedererkennbares und alltägliches Leben, aber gleichzeitig fängt es auch ganz Amerika ein! Die amerikanische Atmosphäre, den Puls des Landes!«

Ich mochte ihn auch, nicht zuletzt das Geordnete an ihm, das von nichts Komplizierterem als einem einfachen, ehrlichen Job herrührte, wie ihn jedoch keiner meiner Bekannten hatte, am wenigsten ich. Wir waren im selben Alter, aber wenn ich ihn sah, dachte ich an einen Menschen, der zehn Jahre älter war als ich.

»Ich glaube, Heidi muss bald ins Bett«, sagte ich. »Sie scheint müde zu sein. Und Hunger hat sie bestimmt auch. Gehst du mit ihr nach Hause?«

»Ja. Ich esse nur noch auf. Ist das okay?«

»Ja, klar.«

»Ich habe dein Buch in der Hand gehalten!«, meinte David. »Ich war in der Buchhandlung, und da stand es. Es sah interessant aus. Wo ist es noch mal erschienen, bei Norstedts?«

»Ja«, sagte ich und lächelte bemüht, »stimmt.«

»Und du hast es nicht gekauft?«, sagte Linda, nicht ohne einen neckischen Ton in der Stimme.

»Nein, so weit ist es diesmal noch nicht gekommen«, sagte

er und wischte sich die Lippen mit der Serviette ab. »Es geht um Engel?«

Ich nickte. Heidi war in meinem Griff ein wenig herabgerutscht, und als ich sie wieder höher hievte, spürte ich, wie schwer ihre Windel war.

»Ich mache ihr noch eine neue Windel, bevor ihr geht«, sagte ich. »Hast du die Tasche aus dem Wagen mit hochgenommen?«

»Ja, sie steht im Flur.«

»Okay«, sagte ich und verließ den Raum, um eine Windel zu holen. Im Wohnzimmer liefen Vanja und Achilles umher, sprangen von der Couch auf den Boden, lachten, richteten sich wieder auf und sprangen erneut. Ich spürte einen warmen Stich in der Brust. Bückte mich und zog eine Windel und einen Stapel feuchte Tücher heraus, während Heidi sich an mich klammerte wie ein kleiner Koala. Im Badezimmer gab es keinen Wickeltisch, so dass ich sie auf die Fliesen legte, ihre Strumpfhose auszog, die beiden Klebeverschlüsse der Windel aufriss und sie in den Mülleimer unter dem Waschbecken warf, während Heidi ernst zu mir aufblickte.

»Nur Pipi!«, sagte sie. Dann drehte sie den Kopf zur Seite und starrte an die Wand, unbeeindruckt von meinen Bewegungen, als ich ihr eine neue Windel anzog, so wie sie es schon als Säugling immer getan hatte.

»So«, sagte ich. »Jetzt bist du fertig.«

Ich nahm ihre Hände und zog sie hoch. Die Strumpfhose, die ein wenig feucht gewesen war, faltete ich in der Hand zusammen, trug sie in die Wagentasche und zog ihr anschließend eine Jogginghose an, die darin gelegen hatte, und dazu die braune gefütterte Cordjacke, die Yngve ihr zu ihrem ersten Geburtstag geschenkt hatte. Linda kam, während ich mit den Schuhen beschäftigt war.

»Ich komme auch bald nach«, sagte ich. Wir küssten uns,

und Linda nahm die Tasche in die eine Hand, Heidi an die andere, und sie gingen.

Vanja lief mit Achilles im Schlepptau mit Volldampf durch den Flur und in ein Zimmer, das vermutlich das Schlafzimmer war und aus dem unmittelbar darauf ihre exaltierte Stimme ertönte. Der Gedanke, wieder hineinzugehen und mich an den Küchentisch zu setzen, sagte mir nicht sonderlich zu, so dass ich die Tür zum Badezimmer öffnete, sie hinter mir abschloss und einige Minuten reglos stehen blieb. Anschließend wusch ich mir das Gesicht mit kaltem Wasser, trocknete es sorgfältig mit einem weißen Frotteehandtuch ab, begegnete im Spiegel meinem sehr finsternen Blick, in einem Gesicht, das in einer solchen Frustration erstarrt war, dass ich fast erschrak, als ich es sah.

In der Küche fiel niemandem auf, dass ich zurück war. Doch, halt, eine kleine, streng aussehende Frau mit kurzen Haaren und unscheinbaren, leicht kantigen Gesichtszügen starrte mich für einen kurzen Moment hinter Brillengläsern an. Was mochte sie nur von mir wollen?

Gustav und Linus unterhielten sich über unterschiedliche Rentensysteme, der stille Mann mit dem Fünfzigerjahrehemd hatte sein Kind, einen wüsten Jungen, mit hellen, fast weißen Haaren, auf dem Schoß und unterhielt sich mit ihm über den Fußballverein Malmö FF, während Frida mit Mia über einen Clubabend redete, den sie und ein paar Freundinnen ins Leben rufen wollten, während Erik und Mathias Fernsehmodelle diskutierten, woran Linus sich gerne beteiligt hätte, wie ich seinem langen Blick in ihre Richtung entnahm, und dem entsprechend kurzen, den er Gustav zuwarf, um nicht unhöflich zu erscheinen. Die Einzige, die sich an keinem der Gespräche beteiligte, war die Frau mit der Kurzhaarfrisur, und obwohl ich in alle anderen Richtungen sah als ihre, lehnte sie sich trotzdem schon bald über den Tisch und wollte von mir

wissen, ob ich mit dem Kindergarten zufrieden sei. Ich antwortete, das sei ich. Es gebe vielleicht ein bisschen viel zu tun, ergänzte ich, aber es sei auf jeden Fall die Mühe wert, man lerne die Spielkameraden der eigenen Kinder so gut kennen, und das fände ich wirklich gut.

Sie lächelte ohne Begeisterung zu meinen Worten. Sie hatte etwas Verletzliches, wirkte irgendwie unglücklich.

»Was zum Teufel?«, sagte Linus plötzlich und schreckte auf seinem Stuhl zusammen. »Was treiben die da draußen eigentlich?«

Er stand auf und ging ins Bad. Im nächsten Moment kam er mit Vanja und Achilles vor sich wieder heraus. Vanja zeigte uns ihr breitestes Lächeln, Achilles wirkte ein wenig schuld-bewusster. Die Ärmel seiner kleinen Anzugjacke waren triefend nass. Vanjas nackte Arme glänzten feucht.

»Als ich reinkam, hatten sie die Arme so tief in der Toilette, wie es nur ging«, sagte Linus. Ich begegnete Vanjas Blick und konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen.

»Den werden wir dir wohl ausziehen müssen, junger Mann«, erklärte Linus und führte Achilles in den Flur. »Und danach musst du dir gründlich die Hände waschen.«

»Das gilt auch für dich, Vanja«, sagte ich und stand auf. »Ab ins Badezimmer mit dir.«

Als sie es betrat, streckte sie die Arme über das Waschbecken und schaute zu mir hoch.

»Ich spiele mit Achilles!«, verkündete sie.

»Das sehe ich«, sagte ich. »Aber deshalb musst du ja nicht gleich die Hände ins Klo stecken, oder?«

»Nein«, sagte sie und lachte.

Ich befeuchtete meine Hände unter dem Wasserhahn, rieb sie mit Seife ein und wusch ihre Arme von den Fingerspitzen bis zu den Schultern. Anschließend trocknete ich sie ab, ehe ich ihr einen Kuss auf die Stirn drückte und sie wieder

hinausschickte. Das entschuldigende Lächeln, mit dem ich mich erneut hinsetzte, war überflüssig, denn niemand war interessiert, das kleine Intermezzo aufzugreifen, auch Linus nicht, der direkt nach seiner Rückkehr die Geschichte von dem Mann weitererzählte, der in Thailand von ein paar Affen überfallen worden war. Als die anderen lachten, hob er nicht einmal die Augenbrauen zu einem Lächeln, sondern atmete lediglich ihr Lachen ein, wie um in seiner Brust damit der Erzählung neue Kraft zu schenken, die sie auch bekam, und erst als die nächste Welle Gelächter heranrollte, grinste er, allerdings nur ein bisschen und auch nicht über seinen eigenen Witz, wie ich erkannte, sein Grinsen war eher ein Ausdruck der Befriedigung, die er empfand, weil sein Gesicht in dem Gelächter baden durfte, das er ausgelöst hatte. »Ja, ja, ja?«, sagte er und schlug rasch mit der Hand durch die Luft. Die strenge Frau, die bis jetzt aus dem Fenster gesehen hatte, schob ihren Stuhl näher heran und beugte sich erneut über den Tisch.

»Ist es nicht anstrengend, zwei Kinder zu haben, die fast gleichaltrig sind?«, sagte sie.

»In gewisser Weise schon«, antwortete ich. »Es ist wirklich ein bisschen anstrengend. Aber ich finde zwei trotzdem besser als eins. Diese Einzelkindsache kommt mir ein bisschen trist vor, wenn du mich fragst... Ich habe mir immer vorgestellt, drei Kinder zu haben. Dann haben sie viele Konstellationen, zwischen denen sie wählen können. Außerdem sind die Kinder dann den Eltern gegenüber in der Mehrheit...«

Ich lächelte. Sie sagte nichts. Plötzlich wurde mir klar, dass sie nur ein Kind hatte.

»Aber nur ein Kind zu haben, kann natürlich auch toll sein«, sagte ich.

Sie stützte den Kopf in die Hand.

»Eigentlich fände ich es schon schön, wenn Gustav ein Brü-

derchen oder Schwesterchen bekäme«, sagte sie. »Es geht einfach zu viel um uns zwei.«

»Aber nein«, sagte ich. »Er hat doch eine Menge Freunde im Kindergarten. Das reicht doch.«

»Das Problem ist nur, dass ich keinen Mann habe«, sagte sie. »Und dann geht das natürlich nicht.«

Was *zum Teufel* ging das mich an?

Ich sah sie mitfühlend an und konzentrierte mich darauf, nicht mit den Augen zu flackern, was ich in solchen Situationen gerne tat.

»Und die Männer, die ich kennen lerne, kann ich mir als Vater für mein Kind nicht vorstellen«, fuhr sie fort.

»Tja«, sagte ich, »das wird schon noch werden.«

»Das glaube ich nicht«, sagte sie. »Trotzdem danke.«

Aus den Augenwinkeln nahm ich eine Bewegung wahr. Ich drehte mich um und sah zur Türöffnung. Vanja kam zu mir. Sie stellte sich neben mich.

»Ich will nach Hause«, sagte sie. »Können wir nicht gehen?«

»Wir bleiben noch ein bisschen«, sagte ich. »Jetzt gibt es auch bald Kuchen. Davon möchtest du doch sicher ein Stück haben, nicht?«

Sie blieb stumm.

»Möchtest du auf meinem Schoß sitzen?«, sagte ich.

Sie nickte, und ich schob das Weinglas von mir und hob sie hoch.

»Jetzt bleibst du ein bisschen bei mir sitzen und dann gehen wir wieder rein. Ich komme auch mit. Okay?«

»Okay.«

Sie saß da und musterte die anderen Leute am Tisch. Was mochte sie über diese Menschen denken? Wie wirkte dieses Bild auf sie?

Ich sah sie an. Die langen blonden Haare reichten ihr schon

bis über die Schultern hinab. Eine kleine Nase, ein kleiner Mund, zwei kleine Ohren, beide mit einer kleinen, elfenhaf-ten Spitze am oberen Ende. Die blauen Augen, die immer ihre Stimmung verrieten und leicht schielten, deshalb die Brille. Anfangs war sie stolz auf sie gewesen. Mittlerweile war sie das Erste, was sie von sich warf, wenn sie wütend wurde. Vielleicht weil sie wusste, wie wichtig es uns war, dass sie die Brille trug?

In unserer Gesellschaft waren ihre Augen lebhaft und fröh-lich, es sei denn, sie wurden verschlossen und unnahbar, wenn sie einen ihrer grandiosen Wutanfälle bekam. Sie hatte eine unglaublich dramatische Ader und konnte die ganze Familie mit ihrem Temperament steuern, beim Spielen führte sie große und komplizierte Beziehungsdramen auf und liebte es, wenn man ihr vorlas, aber vielleicht sogar noch mehr, Filme zu sehen, am liebsten Spielfilme mit Charakteren und Dramatik, über die sie nachdachte und über die sie sich gerne mit uns unterhielt, voller Fragen und mit viel Freude am Nacherzäh-len. Eine Zeitlang drehte sich alles um Madita, dann sprang sie vom Stuhl, lag mit geschlossenen Augen auf dem Fußbo-den, und wir mussten sie aufheben und zunächst glauben, dass sie tot war, dann begreifen, dass sie nur ohnmächtig war und eine Gehirnerschütterung hatte, um sie, die mit geschlos-senen Augen und hängenden Armen dalag, daraufhin zu ih-rem Bett zu tragen, in dem sie drei Tage liegen musste, ganz besonders gefiel ihr, wenn wir auf dem Weg dorthin das trau-rige musikalische Thema der Szene summten. Danach sprang sie wieder auf, lief zum Stuhl und brachte das Schauspiel er-neut in Gang. Bei der Weihnachtsfeier des Kindergartens war sie die Einzige, die sich beim Applaus verneigte und die Auf-merksamkeit offensichtlich genoss, die den Kindern geschenkt wurde. Häufig war ihr die Vorstellung von etwas wichtiger als die Sache selbst, zum Beispiel bei Süßigkeiten; manchmal

sprach sie den ganzen Tag davon und freute sich darauf, aber wenn das Naschzeug dann endlich in der Schüssel vor ihr lag, kostete sie es nur kurz und spuckte es wieder aus. Daraus lernte sie jedoch nichts; am nächsten Samstag waren ihre Erwartungen an die fantastischen Süßigkeiten wieder da. Sie wollte so gerne Schlittschuh laufen, aber als sie schließlich mit den kleinen Schlittschuhen an den Füßen, die sie von ihrer Großmutter bekommen hatte, und dem kleinen Eishockeyhelm auf dem Kopf auf der Eisfläche stand, schrie sie lauthals ihre Wut heraus, als sie erkennen musste, dass sie nicht auf ihnen balancieren konnte und es wahrscheinlich erst sehr viel später lernen würde. Umso größer war ihre Freude, als sie begriff, dass sie auf Skiern tatsächlich laufen konnte. Wir waren draußen auf dem kleinen Schneefleck im Garten ihrer Großmutter und probierten die Ausrüstung aus, die diese besorgt hatte. Doch auch hier war die Vorstellung, Ski zu laufen, und die Freude darüber, es auch zu können, größer als die Freude am Skilaufen selbst, denn darauf konnte sie hervorragend verzichten. Sie liebte es, mit uns zu reisen, liebte es, an neue Orte zu kommen, und sprach noch Monate später über alles, was sich ereignet hatte. Aber am meisten liebte sie es natürlich, mit anderen Kindern zu spielen. Wenn ein Kind aus der Tagesstätte sie nach Hause begleitete, war das eine große Sache. Als Benjamin zum ersten Mal zu uns kommen sollte, ging sie am Vorabend durch ihr Zimmer, betrachtete ihre Spielsachen und war verzweifelt, weil sie für ihn nicht gut genug waren. Da war sie gerade drei geworden. Als er da war, rissen sie sich jedoch gegenseitig mit, und alle vorausgegangenen Bewertungen verschwanden in einem Wirbel aus Erregung und Freude. Seinen Eltern sagte Benjamin, Vanja sei die netteste im Kindergarten, und als ich ihr davon erzählte, sie saß im Bett und spielte mit ihren Barbapapa-Figuren, reagierte sie mit einem Gefühlsausdruck, den sie mir nie zuvor gezeigt hatte.

»Weißt du, was Benjamin gesagt hat?«, fragte ich im Tür-
rahmen stehend.

»Nein«, sagte sie und schaute, plötzlich gespannt, zu mir
hoch.

»Er hat gesagt, dass du die netteste von allen im Kinder-
garten bist.«

Das Licht, das sie erfüllte, hatte ich noch nie gesehen. Alles
an ihr leuchtete vor Freude. Ich wusste, dass weder Linda
noch ich jemals etwas sagen könnten, was so eine Reaktion
hervorrufen würde, und ich begriff plötzlich jäh und mit un-
mittelbarer Klarheit, dass sie nicht uns gehörte, dass ihr Leben
ganz und gar ihr eigenes war.

»Was hat er gesagt?«, fragte sie, denn sie wollte es noch
einmal hören.

»Er hat gesagt, dass du die netteste von allen im Kinder-
garten bist.«

Sie lächelte verlegen, aber voller Freude, und das freute
auch mich, aber gleichzeitig fiel auf meine Freude auch ein
Schatten, denn war es nicht beunruhigend früh, dass die Ge-
danken und Ansichten anderer ihr so viel bedeuteten? Wäre
es nicht das Beste, wenn das alles aus ihr selbst käme, wenn
es in ihr selbst verankert wäre? Ein weiteres Mal überraschte
sie mich so im Kindergarten, als ich den Flur betrat, um sie
abzuholen, und sie zu mir lief und sich erkundigte, ob Stella
sie hinterher zum Reitstall begleiten könne. Ich antwortete
ihr, das gehe nicht, so etwas müsse vorher geplant werden,
wir müssten zuerst mit ihren Eltern sprechen, und Vanja war
offensichtlich enttäuscht, als sie mich das sagen hörte, aber als
sie Stella meine Entscheidung mitteilte, hörte ich, während ich
im Flur ihre Regensachen heraussuchte, dass sie nicht meine
Argumente wiedergab.

»Du würdest dich im Stall bestimmt langweilen«, sagte sie.
»Es ist nicht toll, nur zuzugucken.«

Diese Art zu denken, die Reaktionen anderer eher zu berücksichtigen als die eigenen, kannte ich von mir selbst, und als wir im Regen zum Volksgarten gingen, dachte ich darüber nach, wie sie sich das angeeignet haben mochte. Lag es einfach da, um sie herum, unsichtbar, aber so gegenwärtig wie die Luft, die sie einatmete? Oder war es genetisch bedingt?

Keinen dieser Gedanken, die ich mir über meine Kinder machte, äußerte ich jemals anderen als Linda gegenüber, denn nur dort, in mir und zwischen uns, hatte diese Komplexität ihren Platz. Im wirklichen Leben, also der Welt, in der Vanja lebte, war alles einfach und wurde einfach ausgedrückt, die Komplexität entstand allein in der Summe aller Teile, die sie natürlich nicht kannte. Dass wir uns oft über die Kinder unterhielten, half uns in unserem Alltag jedoch nicht weiter, in dem alles unübersichtlich war und konstant auf der Schwelle zum Chaos stand. In dem ersten sogenannten Entwicklungsgespräch, das wir mit dem Personal des Kindergartens führten, ging es lange darum, dass sie keinen Kontakt zu den Erziehern aufnahm, nicht bei ihnen auf dem Schoß sitzen oder von ihnen gestreichelt werden wollte, und dass sie so verlegen war. Wir sollten darauf hinarbeiten, sie furchtloser zu machen, ihr beibringen, Spiele anzuführen, die Initiative zu ergreifen, mehr zu reden. Linda erklärte, zu Hause sei sie furchtlos, führe alle Spiele an, ergreife die Initiative und rede wie ein Wasserfall. Sie meinten, das Wenige, was sie im Kindergarten sage, sei undeutlich, sie spreche nicht verständlich, ihr Wortschatz sei offenbar nicht sonderlich groß, weshalb sie sich fragten, ob wir schon einmal über einen Logopäden nachgedacht hätten? An dem Punkt des Gesprächs wurde uns die Broschüre eines ortsansässigen Logopäden überreicht. Die spinnen, die Schweden, dachte ich. Ein Logopäde? Soll hier wirklich alles institutionalisiert werden? Sie ist doch erst drei!

»Nein, ein Logopäde kommt für uns nicht in Frage«,

erklärte ich. Bis dahin hatte Linda das Reden übernommen. »Das regelt sich sicher von alleine. Ich war drei, als ich *anfang* zu sprechen. Vorher habe ich bloß einzelne Worte gesagt, die für alle außer meinem Bruder unverständlich waren.«

Sie lächelten.

»Als ich dann anfang zu sprechen, redete ich fließend, in langen Sätzen. Das ist individuell völlig verschieden. Wir können sie zu keinem Logopäden schicken.«

»Nun, das ist selbstverständlich eure Sache«, erwiderte Olaf, der Leiter des Kindergartens. »Aber vielleicht behaltet ihr die Broschüren einfach und denkt noch einmal in Ruhe darüber nach.«

»Schön«, hatte ich gesagt.

Jetzt sammelte ich ihre Haare in einer Hand und strich ihr mit einem Finger über den Nacken und den obersten Teil des Rückens. Normalerweise liebte sie das, vor allem vor dem Schlafengehen, und kam dabei ganz zur Ruhe, aber diesmal drehte sie sich weg.

Auf der anderen Seite des Tisches hatte die strenge Frau ein Gespräch mit Mia begonnen, die der Frau ihre volle Aufmerksamkeit schenkte, während Frida und Erik Teller und Besteck einsammelten. Die weiße Sahnetorte, die den nächsten Programmpunkt bildete, stand himbeerverziert und hübsch, mit fünf kleinen Kerzen, neben einem Stapel viereckiger Pappkartons mit dem zuckerfreien Apfelsaftgetränk BRAVO auf der Arbeitsfläche.

Gustav, der bis dahin halb abgewandt neben mir gesessen hatte, drehte sich zu uns um.

»Hallo, Vanja«, sagte er. »Hast du Spaß?«

Als er keine Antwort und auch keinen Augenkontakt bekam, sah er mich an.

»Du musst mal einen Tag mit Joakim zu uns kommen«, sagte er und zwinkerte mir zu. »Hättest du Lust dazu?«

»Ja«, sagte Vanja und sah ihn mit Augen an, die sich abrupt weiteten. Jocke war der größte Junge im Kindergarten, ihn zu Hause besuchen zu dürfen, war sicher mehr, als sie jemals zu hoffen gewagt hätte.

»Dann verabreden wir das bei Gelegenheit«, sagte Gustav, hob sein Glas, trank einen Schluck Rotwein und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab.

»Und, schreibst du an etwas Neuem?«, sagte er.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Ja, ich bin wohl dabei«, antwortete ich.

»Du arbeitest zu Hause?«

»Ja.«

»Wie funktioniert das? Sitzt du da und wartest auf Inspiration?«

»Nein, so läuft das nicht. Ich muss genauso jeden Tag arbeiten wie du.«

»Interessant. Interessant. Gibt es zu Hause nicht vieles, was einen ablenkt?«

»Das geht schon.«

»Tatsächlich. So, so ...«

»Kommt ihr jetzt bitte alle ins Wohnzimmer?«, sagte Frida.

»Wir wollen für Stella singen.«

Sie zog ein Feuerzeug aus der Tasche und zündete die fünf Kerzen an.

»Was für ein schöner Kuchen«, sagte Mia.

»Ja, nicht wahr?«, sagte Frida. »Und gesund ist er auch noch. Es ist praktisch kein Zucker in der Creme.«

Sie hob ihn hoch.

»Gehst du vor und machst das Licht aus, Erik?«, sagte sie, während sich alle von ihren Plätzen erhoben und die Küche verließen. Ich folgte ihnen mit Vanja an der Hand und schaffte es gerade noch rechtzeitig, mich ganz hinten an die Wand zu stellen, bevor Frida mit dem leuchtenden Kuchen in den Hän-

den durch den verdunkelten Flur kam. Als sie vom Tisch aus zu sehen war, stimmte sie »Hoch soll sie leben« an, und die anderen Erwachsenen fielen augenblicklich ein, so dass der Gesang durch das kleine Zimmer schallte, als sie den Kuchen vor Stella auf den Tisch stellte, die mit leuchtenden Augen zusah.

»Soll ich jetzt pusten?«, sagte sie.

Frida nickte und sang weiter.

Alle klatschten, als es getan war, auch ich. Dann wurde das Licht wieder eingeschaltet, und es vergingen einige Minuten damit, Kuchenstücke an die Kinder zu verteilen. Vanja wollte nicht am Tisch sitzen, sondern auf dem Fußboden an der Wand, wo wir uns niederließen, sie mit einem Kuchenteller auf dem Schoß. Erst da fiel mir auf, dass sie ihre Schuhe nicht mehr anhatte.

»Wo sind denn deine goldenen Schuhe geblieben?«, sagte ich.

»Die sind dumm«, erwiderte sie.

»Nein, die sind doch superschön«, widersprach ich. »Das sind richtige Prinzessinnenschuhe!«

»Die sind dumm«, sagte sie erneut.

»Aber wo sind sie hin?«

Sie antwortete nicht.

»Vanja«, sagte ich.

Sie schaute zu mir hoch. Ihre Lippen waren von der Creme ganz weiß.

»Da hinten«, sagte sie und nickte in Richtung des anderen Zimmers. Ich stand auf, ging hin und schaute mich um, sah aber keine Schuhe. Ich kehrte zurück.

»Wo hast du sie hingelegt? Ich kann sie nicht finden.«

»An die Blume«, sagte sie.

Die Blume? Ich ging wieder hin und sah zwischen den Blumentöpfen auf der Fensterbank nach, wo sie jedoch nicht lagen.

Konnte sie die Yucca-Palme gemeint haben?

Tatsächlich. Sie lagen im Topf. Ich nahm sie in die Hand, bürstete die Erde über dem Topf ab, trug sie anschließend ins Badezimmer und wischte den Rest herunter, ehe ich sie unter den Stuhl stellte, auf dem ihre Jacke lag.

Die Unterbrechung durch den Kuchen, mit dem alle Kinder beschäftigt waren, konnte ihr vielleicht die Chance auf einen Neuanfang bieten, überlegte ich, vielleicht würde es ihr hinterher leichter fallen, sich den anderen anzuschließen.

»Ich möchte auch ein Stück Kuchen essen«, sagte ich zu ihr.
»Ich bin in der Küche. Komm einfach, wenn etwas ist, okay?«

»Okay, Papa«, sagte sie.

Auf der Uhr über der Küchentür war es erst halb sieben. Es war noch niemand gegangen, also mussten wir wohl noch ein wenig bleiben. Ich schnitt mir ein dünnes Stück von dem Kuchen ab, legte es auf einen Teller und setzte mich ans andere Ende des Tisches, da der Platz, auf dem ich bisher gesessen hatte, besetzt war.

»Es gibt auch Kaffee, möchtest du einen?«, sagte Erik und sah mich mit einer Art hängendem Lächeln an, als läge mehr in der Frage und in dem, was er sagte, als das Offensichtliche. Wenn ich recht sah, war das nur eine Technik, die er gelernt hatte, um bedeutsam zu wirken, jenen Tricks nicht unähnlich, an die sich durchschnittliche Autoren halten, um in ihren Erzählungen eine abgrundtiefe Bedeutung zu suggerieren.

Oder hatte er wirklich etwas gesehen?

»Ja, gern«, sagte ich, stand auf, nahm mir eine Tasse vom Stapel und füllte sie mit Kaffee aus der grauen Stelton-Kanne, die daneben stand. Als ich mich wieder setzte, verließ er gerade den Raum. Frida erzählte von einer Kaffeemaschine, die sie gekauft hatte, sie sei teuer gewesen, und sie hätte sie fast nicht gekauft, bereue es aber nicht, sie sei ihr Geld wert gewesen, der Kaffee schmecke fantastisch, und es sei ja so wichtig,

sich gerade solche Dinge zu gönnen, vielleicht wichtiger, als man im Allgemeinen denke. Linus erzählte von einem Smith & Jones-Sketch, den er einmal gesehen hatte, zwei Personen an einem Tisch mit einer Stempelkanne Kaffee vor sich, die eine presst herunter, aber es wird nicht nur das Kaffeepulver heruntergedrückt, sondern alles in der Kanne, die am Ende vollkommen leer ist. Keiner lachte, und Linus breitete die Hände aus.

»Eine simple Kaffeegeschichte«, meinte er. »Kennt jemand eine bessere?«

Im Türrahmen stand Vanja. Ihr Blick glitt über den Tisch, und als er mich gefunden hatte, kam sie zu mir.

»Willst du nach Hause?«, sagte ich.

Sie nickte.

»Tja, weißt du was«, sagte ich. »Ich auch. Ich esse nur noch meinen Kuchen. Und trinke meinen Kaffee. Möchtest du so lange auf meinem Schoß sitzen?«

Sie nickte erneut. Ich hob sie hoch.

»Schön, dass du gekommen bist, Vanja«, sagte Frida und lächelte sie vom anderen Tische aus an. »Gleich spielen wir noch Angeln. Da machst du doch bestimmt mit, oder?«

Vanja nickte, und Frida wandte sich wieder Linus zu, es ging um irgendeine Fernsehserie von HBO, die sie gesehen, er dagegen verpasst hatte, und die sie in den höchsten Tönen pries.

»Möchtest du das?«, sagte ich. »Sollen wir noch auf das Angeln warten, bevor wir gehen?«

Vanja schüttelte den Kopf.

Beim Angelspiel bekamen die Kinder eine kleine Angelrute mit einer Schnur, die sie auf die andere Seite einer Decke warfen, wo ein Erwachsener saß und eine Tüte mit etwas Begehrtem an ihr befestigte, Süßigkeiten oder kleine Spielzeuge oder Ähnliches. Hier würde man sie wahrscheinlich mit

Erbsen oder Artischocken füllen, überlegte ich und führte die Gabel an Vanja vorbei zum Teller, wo ich mit der Kante einen Bissen abschnitt, mit brauner Kruste unter der weißen Creme, innen gelb, mit roten Streifen aus Marmelade, und drehte das Handgelenk so, dass der Happen auf der Gabel liegen blieb, hob die Gabel wieder an ihr vorbei und in den Mund. Der Teig war zu trocken, und in der Creme war viel zu wenig Zucker, aber mit einem Schluck Kaffee schmeckte der Kuchen trotzdem ganz passabel.

»Möchtest du ein Stück?«, sagte ich. Vanja nickte. Ich schob einen Bissen in ihren geöffneten Mund. Sie blickte zu mir hoch und lächelte.

»Ich kann mit dir ins Wohnzimmer kommen«, sagte ich, »dann schauen wir mal, was die anderen machen. Und du kannst vielleicht doch beim Angeln mitmachen.«

»Du hast gesagt, dass wir nach Hause gehen«, sagte sie.

»Stimmt, das habe ich. Dann machen wir das auch.«

Ich legte die Gabel auf den Teller, leerte die Kaffeetasse, stellte Vanja auf den Fußboden und stand auf. Ich schaute mich um. Keiner begegnete meinem Blick.

»Wir machen uns jetzt mal auf den Weg«, sagte ich.

Im selben Moment kam Erik mit einer kleinen Bambusstange in der einen Hand und einer Plastiktüte vom Supermarkt in der anderen herein.

»Jetzt spielen wir angeln«, verkündete er.

Einige standen auf, um dabei zu sein, andere blieben sitzen. Keiner hatte meine Abschiedsworte mitbekommen, und da die Aufmerksamkeit am Tisch auf einmal weit gestreut war, fand ich es wenig sinnvoll, sie zu wiederholen, legte stattdessen eine Hand auf Vanjas Schulter und führte sie hinaus. Im Wohnzimmer rief Erik »Angelspiel!«, und alle Kinder rannten an uns vorbei zum Ende des Flurs, wo die Decke, ein weißes Laken, von Wand zu Wand hing. Erik, der ihnen wie ein Hirte folgte,

